



## Der Tag der Weihe

Außer der großen Uhr am Kirchturm gab es noch fünf weitere Uhren im Dorf, die verhältnismäßig zuverlässig die Zeit anzeigen. Mein Vater besaß eine davon. Sie stand in der guten Stube auf dem Kaminsims, und Vater nahm jeden Abend, bevor er schlafen ging, den Schlüssel aus einer Vase und zog die Uhr auf. Einmal im Jahr kam der Uhrmacher aus Winchester auf einem alten, dahintrottenden Arbeitspferd herübergeritten, um die Uhr zu reinigen, zu ölen und neu einzustellen. Nachher trank er mit meiner Mutter Kamillentee und erzählte ihr die Neuigkeiten der Stadt und die Geschichten, die er in den Dörfern, durch die er gekommen war, gehört hatte. An dieser Stelle ging mein Vater, auch wenn er in der Mühle nichts zu tun hatte, mit einer geringschätzigen Bemerkung über Klatsch aus dem Zimmer. Aber später am Abend konnte ich hören, wie meine Mutter ihm die Geschichten wiedererzählte. Er schien darüber zwar nicht gerade begeistert zu sein, aber er hörte doch zu. Der kostbarste Besitz meines Vaters war jedoch nicht diese Uhr, sondern eine Armbanduhr. Diese Miniaturuhr mit einem Zifferblatt von etwa zwei Zentimeter Durchmesser und einem Band, mit dem sie am Handgelenk befestigt werden konnte, wurde in einer Schublade seines Schreibtisches unter Verschluß gehalten. Nur zu feierlichen Anlässen - wie das Erntedankfest oder die Weihe - wurde sie herausgenommen und getragen. Der Uhrmacher durfte sie nur alle drei Jahre nachsehen, und dann stand mein Vater neben ihm und beobachtete ihn, solange er arbeitete. Im Dorf gab es keine andere Armbanduhr, und in den umliegenden Gemeinden auch nicht. Der Uhrmacher erzählte, es gäbe einige in Winchester, aber keine sei so gut und schön wie diese. Ich wußte nicht genau, ob er das sagte, um meinem Vater zu schmeicheln - Vater zeigte jedesmal, wenn er es hörte, seine Zufriedenheit -, oder ob es tatsächlich eine so gute handwerkliche Arbeit war. Das Gehäuse der Armbanduhr war aus Stahl, der allem, was man in der Schmiede in Alton herstellen konnte, weit überlegen war, und das Laufwerk war ein Wunder von Kompliziertheit und Kunstfertigkeit. Auf der Vorderseite stand »antimagnetisch« und »stoßfest«. Wir vermuteten, daß das der Name des Handwerkers war, der die Armbanduhr in früheren Zeiten hergestellt hatte.

Der Uhrmacher hatte uns in der vorigen Woche besucht, und ich durfte eine Weile zuschauen, wie er die Armbanduhr reinigte und ölte. Der Anblick der Uhr faszinierte mich, und als er gegangen war, ertappte ich mich dabei, wie meine Gedanken ständig zu diesem Schatz zurückkehrten, der nun wieder in seiner Schublade verschlossen war.

Selbstverständlich war es streng verboten, den Schreibtisch des Vaters zu berühren, und der Gedanke, eine verschlossene Schublade zu öffnen, hätte mir eigentlich niemals kommen dürfen. Und trotzdem blieb diese Versuchung hartnäckig da. Nach zwei Tagen gab ich vor mir selbst zu, daß mich nur die Angst, erwischt zu werden, noch zurückhielt.

Am Samstagvormittag war ich allein zu Hause. Mein Vater war im Arbeitsraum der Mühle und mahlte, und die Diener - auch Molly, die das Haus normalerweise tagsüber nicht verließ - halfen ihm. Meine Mutter besuchte die alte Frau Ash und würde sicher vor einer Stunde nicht zurück sein. Ich hatte meine Schularbeiten gemacht, und nichts hätte mich daran hindern können, an diesem schönen Maimorgen wegzugehen und Jack zu suchen. Mich beschäftigte jedoch der Gedanke völlig, daß ich nun die Gelegenheit hatte, die Armbanduhr anzusehen, und daß dabei die Gefahr, entdeckt zu werden, nur gering war.

Wie ich beobachtet hatte, wurde der Schlüssel zum Schreibtisch zusammen mit anderen Schlüsseln in einer kleinen Schachtel neben dem Bett meines Vaters aufgehoben. Im ganzen lagen vier Schlüssel drin, und erst der dritte öffnete die Schublade. Ich nahm die Uhr heraus und staunte sie an. Sie ging nicht, aber ich wußte, daß man sie mit einem

kleinen Knopf an der Seite aufzog und die Zeiger stellte. Wenn ich sie nur ein paar Umdrehungen aufziehen würde, bliebe sie sicher bald wieder stehen - für den Fall, daß Vater sich später die Armbanduhr noch einmal ansehen würde.

Ich drehte das Rädchen und horchte auf das leise rhythmische Ticken. Dann stellte ich die Zeiger nach der großen Uhr im Wohnzimmer. Jetzt brauchte ich die Armbanduhr nur noch umzulegen. Selbst beim letzten Loch war das Lederband noch ziemlich lose, aber ich trug die Uhr an meinem Handgelenk. Nachdem ich erreicht hatte, was ich für das höchste erstrebenswerte Ziel gehalten hatte, stellte ich fest - ich glaube, so geht es oft - , daß es noch mehr gab. Es war schon ein Triumph, die Uhr zu tragen, aber gesehen zu werden, wie man sie trug . . . Ich hatte meinem Vetter Jack Leeper gesagt, daß ich ihn an diesem Vormittag in den alten Ruinen am Dorfausgang treffen wollte. Jack, er war ein Jahr älter als ich und sollte bei der nächsten Weihe dargeboten werden, war der Mensch, den ich nach meinen Eltern am meisten bewunderte. Die Uhr aus dem Haus zu bringen, bedeutete, dem Ungehorsam eine Ungeheuerlichkeit hinzuzufügen. Aber da ich schon so weit gegangen war, fiel es leichter, darüber nachzudenken. Als ich mich dann entschlossen hatte, wollte ich nichts von der kostbaren Zeit, die mir noch blieb, vergeuden. Ich öffnete die Haustür, steckte die Hand mit der Uhr tief in die Hosentasche und rannte die Straße hinunter. Das Dorf lag an einer Straßenkreuzung, und die Straße, in der unser Haus stand, lief am Fluß entlang (der natürlich die Mühle antrieb), die zweite Straße kreuzte sie an der Furt. Dort war auch die kleine Holzbrücke für Fußgänger. Ich sauste hinüber und sah, daß der Fluß durch den Frühjahrsregen mehr Wasser führte als sonst. Meine Tante Lucy näherte sich gerade der Brücke, als ich auf der anderen Seite davonrannte. Sie rief mir ein Grußwort zu, und ich rief zurück, wechselte aber vorsichtshalber auf die andere Straßenseite. Dort befand sich der Bäckerladen mit Blechen voll Brötchen und Kuchen, und meine Tante konnte annehmen, daß ich dort hinging. Ich hatte sogar ein paar Münzen in der Tasche. Aber ich rannte vorbei und verlangsamte mein Tempo erst, als ich den Punkt erreicht hatte, wo die Häuser weniger eng standen und schließlich ganz aufhörten. Hundert Meter weiter lagen die Ruinen. Auf der anderen Straßenseite war Spillers Weide. Kühe grasten dort. Auf meiner Seite lief eine Dornenhecke, hinter der ein Kartoffelfeld lag. Ich ging an einer Lücke in der Hecke vorbei, achtete aber nicht darauf, weil ich mir vorstellte, wie Jack staunen würde, wenn ich ihm die Uhr zeigte. Einen Augenblick später erschrak ich, weil ich von hinten angerufen wurde. Ich erkannte die Stimme von Henry Parker sofort.

Henry ist wie Jack ein Vetter von mir - ich heiße Will Parker -, aber im Gegensatz zu Jack ist er nicht mein Freund. (Ich hatte mehrere Vettern im Dorf. Um zu heiraten, reisten die Leute normalerweise nicht weit.) Er war einen Monat jünger als ich, aber größer und schwerer, und wir haßten uns, solange ich denken konnte. Wenn es zu einer Prügelei kam - und das war sehr oft der Fall -, war ich physisch unterlegen und mußte meine Beweglichkeit und Schnelligkeit ausspielen, wenn ich nicht Verhauen werden wollte. Von Jack hatte ich ein paar Ringergriffe gelernt, und das hatte dazu geführt, daß ich mich im vergangenen Jahr besser behaupten konnte. Bei unserem letzten Zusammenstoß hatte ich ihn sogar so hart niedergeworfen, daß ihm die Luft ausging und er mühsam nach Atem ringen mußte. Aber zum Ringkampf braucht man beide Hände!

Ich stieß meine linke Hand tiefer in die Tasche und rannte zu den Ruinen, ohne ihm zu antworten. Aber er war näher, als ich gedacht hatte, stampfte hinter mir her, schrie und drohte. Ich legte einen Spurt ein und blickte über die Schulter zurück, um zu sehen, wieviel Vorsprung ich hatte. Dabei rutschte ich auf einem Matschfleck aus. (Im Dorf war die Straße mit Kopfsteinpflaster befestigt. Hier draußen war sie in einem schlechten Zustand, der durch die Regengüsse noch verschlimmert worden war.) Verzweifelt versuchte ich die Balance zu halten, brachte die andere Hand aber erst aus der Tasche, als es schon zu spät war. Ich stolperte, rutschte und fiel schließlich hin. Ehe ich mich - aufrappeln konnte, kniete Henry auf meinem Rücken und drückte mein Gesicht in den Matsch, indem er meinen Kopf mit beiden Händen festhielt.

Normalerweise hätte ihn diese Tätigkeit einige Zeit beschäftigt, doch er entdeckte etwas viel Interessanteres. Instinktiv hatte ich mich mit beiden Händen gestützt, als ich hinfiel, und nun sah er die Armbanduhr an meinem Handgelenk. Blitzschnell hatte er sie abgezogen und stand auf, um sie zu untersuchen. Ich wollte ihm die Uhr weg schnappen, aber er hielt sie einfach über seinen Kopf und damit außerhalb meiner Reichweite. Schwer atmend sagte ich: »Gib sie zurück!« »Sie gehört dir nicht«, antwortete er. »Sie gehört deinem Vater.« Ich litt Qualen, denn ich befürchtete, daß die Uhr durch meinen

Sturz beschädigt oder gar zerbrochen war. Trotzdem versuchte ich Henry ein Bein zu stellen und ihn umzureißen. Er wehrte mich ab, trat zur Seite und sagte: »Bleib zurück.« Er hob den Arm, als wollte er einen Stein werfen: »Der ich probiere aus, wie weit ich die Uhr schleudern kann.« »Wenn du das tust«, sagte ich, »dann kriegst du zu Hause Prügel!«

Auf seinem fetten Gesicht erschien ein Grinsen. »Du auch! Und dein Vater schlägt härter als meiner. Ich will dir was sagen: Ich leih mir die Uhr eine Weile aus. Vielleicht bekommst du sie heute nachmittag wieder, oder auch morgen.« »Irgend jemand wird dich damit sehen.« Er grinste wieder: »Das muß ich riskieren.« Ich startete einen neuen Angriff, weil ich dachte, er bluffte mit dem Wegwerfen der Uhr. Fast hatte ich ihn aus dem Gleichgewicht gebracht, aber eben doch nicht ganz. Wir schwankten und kämpften, dann fielen wir zusammen um und rollten in

den Straßengraben. Im Graben stand etwas Wasser, aber wir kämpften weiter. Auch als uns eine Stimme von oben anrief, hörten wir nicht auf. Jack - er war es, der uns zurief, wir sollten aufstehen - mußte in den Graben steigen und uns auseinanderreißen. Das fiel ihm nicht schwer. Er war genauso groß wie Henry und ungeheuer stark. Er zog uns auf die Straße zurück, ging dem Streit auf den Grund, nahm Henry die Armbanduhr ab und schickte ihn mit einem Klaps auf die Schulter weg. Ich fragte ängstlich: »Ist die Uhr in Ordnung?« »Ich glaube schon.« Er untersuchte sie und gab sie mir zurück. »Aber du warst dumm, sie herzubringen.« »Ich wollte sie dir zeigen.« »Das lohnt den Aufwand nicht«, sagte er kurz und bündig. »Jedenfalls müssen wir dafür sorgen, daß sie zurückkommt. Ich helfe dir.« Jack war immer da und half. Solange ich mich erinnern konnte, war das so. Merkwürdig, dachte ich, als wir ins Dorf zurückgingen. In etwas über einer Woche würde ich allein sein. Dann war die Weihe vorbei, und Jack würde kein Junge mehr sein. Jack stand Schmiere, als ich die Uhr zurückbrachte und den Schubladenschlüssel wieder dorthin zurücklegte, wo ich ihn hergenommen hatte. Ich wechselte meine nasse, schmutzige Hose, zog ein frisches Hemd an, und dann gingen wir zu den Ruinen zurück.

Niemand wußte, was diese Gebäude früher gewesen waren. Uns beschäftigte vor allem ein Schild. Auf der an den Ecken abbröckelnden und rostenden Metallplatte stand: Gefahr - 6600 Volt. Ich hatte keine Ahnung, was Volt gewesen sein konnte, aber das Gefühl von Gefahr war aufregend, wie lange vergangen und fern sie auch war. Auf der Platte standen noch mehrere Buchstaben, aber der Rost hatte die meisten zerfressen: LEKT . . . ZITÄT. Wir überlegten, ob das vielleicht der Name der Stadt gewesen war, aus der die Metallplatte kam.

Tiefer in den Ruinen stand der Schuppen, den Jack freigelegt hatte. Man ging durch einen zerbröckelnden Torbogen hinein. Innen war es trocken, wir hatten dort sogar eine Feuerstelle. Jack hatte Feuer gemacht, bevor er mich suchen kam. Er hatte auch schon ein Kaninchen abgehäutet, ausgenommen und auf einen Holzspieß gesteckt, so daß wir es braten konnten. Zu Hause gab es zwar auch reichlich zu essen - am Sonnabend war das Mittagessen immer besonders gut -, aber das hinderte mich nicht daran, mich auf das über offenem Feuer geröstete Kaninchen und auf in der Glut gebratene Kartoffeln zu freuen. Zu Hause würde ich trotzdem noch kräftig in die Pastete, die meine Mutter im Ofen hatte, reinhauen. Obwohl ich ziemlich klein war, hatte ich immer einen guten Hunger.

Wir beobachteten und rochen das röstende Kaninchen in beiderseitigem Schweigen. Wir kamen ohne viel zu reden gut miteinander aus, obwohl ich normalerweise gern und viel sprach. Vielleicht zu viel, denn ich wußte, daß ich zahlreiche meiner Kämpfe mit Henry dadurch herausforderte, daß ich versuchte, ihn in Wut zu bringen.

Jack dagegen war immer sehr wortkarg, und deshalb war ich ziemlich überrascht, als er nach einer Weile sein Schweigen brach. Zunächst sprach er über unwichtige Dinge, über die Leute im Dorf, doch ich hatte den Eindruck, daß er auf etwas anderes hinsteuerte, auf etwas viel Wichtigeres. Plötzlich schwieg er, schaute ein oder zwei Sekunden auf den knusprig werdenden Braten und fuhr dann fort: »Bald gehört das alles dir.«

Es war schwer, etwas darauf zu sagen. Wenn ich darüber nachgedacht hätte, wäre ich wohl von selbst darauf gekommen, daß er mir den Schuppen übergeben würde, aber - ich hatte nicht darüber nachgedacht. Man dachte eben nicht über alles nach, was mit der Weihe zusammenhing, vor allem sprach man nicht darüber. Und von Jack hatte ich es am wenigsten erwartet. Aber was er dann sagte, war noch aufregender.

»Irgendwie«, überlegte er laut, »hoffe ich fast, daß es nicht klappt. Ich weiß nicht, ob ich nicht lieber ein Wanderer würde.« Ich muß wohl erst etwas über die Wanderer sagen: In jedem Dorf gab es ein paar dieser Menschen - zu diesem Zeitpunkt wohnten hier vier, soviel ich wußte -, aber die Zahl änderte sich ständig, weil einige weggingen und andere auftauchten. Manchmal arbeiteten sie ein bißchen. Aber auch, wenn sie es nicht taten, wurden sie von den Dorfbewohnern ernährt. Sie wohnten im »Wandererheim«, das in unserem Dorf an der Ecke der Kreuzung stand. Es war größer als die meisten Häuser im Dorf, auch größer als das Haus meines Vaters. Ein Dutzend Wanderer konnte dort mit Leichtigkeit untergebracht werden, und manchmal waren auch soviel da. Man brachte ihnen Verpflegung - nicht üppig, aber ausreichend -, und ein Diener besorgte das Haus. Wenn es voll belegt war, dann schickte man noch ein paar Diener zusätzlich.

Es war allgemein bekannt, auch wenn nicht darüber gesprochen wurde, daß die Wanderer Menschen waren, bei denen die Weihe mißlungen war. Sie hatten Kappen wie normale Menschen, aber bei ihnen funktionierten sie nicht richtig.

Wenn so etwas passierte, zeigte es sich schon am ersten oder zweiten Tag nach der Weihe. Der Mensch, der geweiht wurde, also die Kappe bekam, sah danach sorgenvoll aus. Im Laufe der Zeit wurde das immer schlimmer und entwickelte sich schließlich zu einer Gehirnentzündung. In diesem Zustand sah man deutlich, daß er große Schmerzen hatte. Glücklicherweise dauerte diese kritische Phase nicht lange, und glücklicherweise geschah dies nur sehr selten. Die Mehrzahl der Weihen war erfolgreich. Ich glaube, nur jeder zwanzigste wurde ein Wanderer.

Wenn er wieder gesund war, begann der Wanderer sein Herumstreifen. Das heißt er oder sie, denn manchmal ging es auch Mädchen so, aber das war viel seltener. Ob das Herumziehen seinen Grund darin hatte, daß sie sich außerhalb der menschlichen Gemeinschaft fühlten, oder ob das Fieber sie ruhelos gemacht hatte, wußte ich nicht. Jedenfalls zogen sie davon, blieben einen Tag hier, einen Monat dort, aber sie waren ständig unterwegs. Ganz sicher war ihr Verstand in Mitleidenschaft gezogen, denn keiner konnte einen Gedanken lange verfolgen, viele hatten Visionen und

taten merkwürdige Dinge. Die Wanderer wurden als selbstverständlich hingenommen und versorgt, aber wie über die Weihe selbst wurde auch über sie nicht viel gesprochen. Von den Kindern wurden sie normalerweise mißtrauisch beobachtet und gemieden. Die Wanderer schienen immer oder meistens melancholisch zu sein und sprachen selbst untereinander nicht viel. Deshalb kam es für mich wie ein Schock, daß Jack sich beinahe wünschte, ein Wanderer zu werden. Ich wußte nicht, was ich darauf antworten sollte. Er schien auch keine Antwort zu erwarten. Er sagte: »Die Armbanduhr - hast du schon mal darüber nachgedacht, wie es in jener Zeit gewesen sein muß, als Dinge wie diese hergestellt wurden?« Manchmal hatte ich das getan, aber das war auch ein Thema, für das man keinen Gesprächspartner finden konnte. Auch Jack hatte früher nicht so geredet. So fragte ich: »Vor den Tripoden?« »Ja.« »Na ja, wir wissen, daß es das schwarze Zeitalter war. Es gab zu viele Menschen und zu wenig Lebensmittel. Deshalb verhungerten die Menschen, führten Kriege gegeneinander, und es gab alle Arten von Krankheiten, und . . .« »Gegenstände wie die Armbanduhr wurden hergestellt, und zwar von Menschen, nicht von Tripoden.« »Aber das wissen wir nicht!«

»Erinnerst du dich«, fragte er, »daß ich vor vier Jahren meine Tante Mathilde besuchte?«

Ich erinnerte mich. Sie war seine Tante, aber nicht meine, obwohl wir Vettern waren. Sie hatte nämlich einen Ausländer geheiratet.

Jack sagte: »Sie lebt in Bishopstoke, auf der anderen Seite von Winchester. Eines Tages ging ich spazieren und kam ans Meer. Dort liegen Ruinen einer Stadt, die mindestens zwanzigmal so groß gewesen sein muß wie Winchester.« Natürlich hatte ich von den großen zerstörten Städten der Alten gehört. Aber auch darüber wurde wenig gesprochen, und wenn, dann mißbilligend und ängstlich.

Niemand würde es sich im Traum einfallen lassen, sich in ihre Nähe zu wagen. Selbst der Anblick aus der Ferne war beunruhigend. Aber Jack hatte eine gesehen. Ich sagte: »Das waren genau die Städte, in denen gemordet wurde und in denen Krankheiten grassierten.« »Das hat man uns erzählt. Aber ich habe dort noch etwas anderes gesehen. Es war der Rumpf eines Schiffes. An einigen Stellen war er durchgerostet, und man konnte hineinsehen. Das Schiff war größer als das Dorf, viel größer.« Ich schwieg und versuchte mir vorzustellen, was er in Wirklichkeit gesehen hatte. Aber es gelang mir nicht. Jack sagte: »Und das war auch von Menschen gebaut. Bevor die Tripoden kamen.« Ich wußte wieder nicht, was ich sagen sollte und antwortete lahm: »Aber die Menschen sind jetzt glücklich.« Jack drehte das Kaninchen am Spieß. Nach einer Weile antwortete er: »Ja. Vielleicht hast du recht.« Das Wetter blieb schön bis zum Tag der Weihe. Von früh bis spät machten die Leute Heu. Es hatte vorher so viel und heftig geregnet, daß das Gras hoch und saftig stand und gutes Winterfutter zu werden versprach. Nach dem Frühstück gingen wir in die Kirche, und der Geistliche predigte über die Rechte und Pflichten des Mannesstandes, in den Jack nun eintreten würde. Er sprach nicht über den Frauenstand, denn in diesem Jahr gab es kein Mädchen, das geweiht werden sollte. Jack war übrigens der einzige. Er war in die vorgeschriebene weiße Tunika gehüllt. Ich beobachtete ihn genau und überlegte, wie er sich wohl fühlte oder was er dachte. Aber was er auch empfand, er zeigte es nicht.

Er zeigte es auch dann nicht, als wir nach der Andacht auf der Straße vor der Kirche auf den Dreibeiner warteten. Die Glocke läutete den Ton des Weihetages. Sonst war es ganz still. Niemand sprach, flüsterte oder lächelte. Wir wußten alle, daß der Tag der Weihe selbst für diejenigen ein Erlebnis war, die schon die Kappe trugen. Sogar die Wanderer kamen herbei. Auch sie warteten in der gleichen gespannten Ruhe.

Nur für uns Kinder verging die Zeit entsetzlich langsam. Und für Jack, der getrennt von uns allen allein mitten auf der Straße stand? Zum erstenmal empfand ich Furcht, als mir klar wurde, daß ich selbst bei der nächsten Weihe dort stehen würde. Natürlich würde ich nicht allein warten müssen, denn Henry würde mit mir zusammen dargeboten werden. Aber einen großen Trost gab mir der Gedanke auch nicht.

Endlich hörten wir, den Glockenton überdröhrend, in der Ferne das dumpfe Stakkato, und die Menge stieß einen Seufzer aus. Das Dröhnen näherte sich, und plötzlich konnten wir ihn über den Dächern der Häuser im Süden sehen: Die große Halbkugel aus glänzendem Metall schaukelte auf den drei mit Gelenken versehenen Beinen, die ein paarmal so hoch waren wie unsere Kirche. Der Schatten wanderte voran und fiel auf uns, als der Dreibeiner mit über den Fluß und die Mühle gespreizten Beinen stehenblieb. Wir warteten, und ich zitterte, unfähig, das Beben, das durch meinen Körper ging, zu kontrollieren.

Sir Geoffrey, der Graf in unserem Schloß, trat vor und machte eine kleine steife Verbeugung in Richtung des Dreibeiners. Er war ein alter Mann und konnte sich nicht mehr so tief bücken. Und selbst das fiel ihm schwer. Dann senkte sich langsam und genau gezielt einer der riesigen glänzenden Fühler herab, ringelte sich um Jacks Hüften und hob ihn zur Halbkugel hinauf, in der sich eine Öffnung wie ein Mund zeigte, die ihn verschlang.

Am Nachmittag wurde gefeiert. Man veranstaltete sportliche Wettkämpfe, die Bewohner wanderten durch das Dorf, besuchten Freunde, lachten und schwatzten, und die unverheirateten Frauen und Männer gingen in der Feldmark spazieren. Der Höhepunkt kam am Abend. Das Wetter hatte sich gehalten, ? und man stellte Tische auf die Straße. Der Duft von gebratenem Fleisch vermischt sich mit dem Geruch von Bier, Apfelwein, Limonade und verschiedenen Kuchen und Süßspeisen. Man hing Laternen vor die Häuser, die später angezündet werden und die Straße wie glühende gelbe Blüten säumen sollten. Vor dem Festmahl wurde Jack zu uns zurückgebracht. Wir hörten

das ferne Dröhnen, und alles wurde still und wartete. Dann das Stampfen der riesigen Füße, und die Erde bebte leicht. Der Dreibeiner blieb stehen, an der Seite der Halbkugel öffnete sich das Maul, und der Fühler kam in einer weit schwingenden Bewegung herab und setzte Jack sanft auf dem freigelassenen Platz neben Sir Geoffrey ab. Ich war mit den anderen Kindern ziemlich weit weg am anderen Ende der Straße, aber ich konnte ihn genau erkennen. Jack war blaß, doch sonst sah sein Gesicht aus wie immer. Aber sein geschorener Kopf veränderte ihn stark. Gegen die weiße Kopfhaut setzte sich das dunklere Metallgeflecht der Kappe wie eine Spinnenwebe ab. Bald würde sein Haar wieder wachsen und das Metallgebilde überwuchern. Da er dichtes Haar hatte, würde man die Kappe in wenigen Monaten kaum noch erkennen können. Aber sie würde da sein, ein Teil von ihm bis zu seinem Tod. Mit Jacks Rückkehr begann Jubel und Freude. Nun war er ein Mann, und ab morgen würde er die Arbeit eines Mannes tun und wie ein Mann bezahlt werden. Man schnitt das saftigste Stück Fleisch ab, füllte einen Krug mit schäumendem Bier und brachte beides zu ihm. Sir Geoffrey trank auf sein Wohl und seine Zukunft. Ich vergaß meine Angst! Ich beneidete ihn und dachte sehnsgütig daran, daß ich im nächsten Jahr selbst dort stehen würde: als Mann!

Am nächsten Tag habe ich Jack nicht gesehen, aber am übernächsten. Ich war auf dem Weg zum Schuppen, nachdem ich meine Hausaufgaben gemacht hatte. Er kam mit vier oder fünf anderen Männern von der Arbeit in den Feldern. Ich rief ihn an, er lächelte, zögerte kurz und ließ die anderen vorangehen. Wenige Schritte von der Stelle entfernt, wo er vor einer Woche Henry und mich auseinandergebracht hatte, standen wir uns nun gegenüber. Aber jetzt war alles anders. Ich fragte: »Wie geht es dir?«

Das war nicht gerade höflich, denn wenn die Weihe ein Mißerfolg gewesen wäre, hätte er inzwischen starke Schmerzen gehabt und würde sich unbehaglich fühlen. In kurzer Zeit würde er dann ein Wanderer werden. Er antwortete: »Mir geht es prächtig, Will!« Ich zögerte und fragte dann schnell: »Wie war es?« Er schüttelte den Kopf: »Du weißt, es ist nicht erlaubt, darüber zu sprechen. Aber ich kann dir versichern, dir wird nichts dabei geschehen.« Ich fragte: »Aber wieso?« »Wieso was?« »Warum dürfen die Tripoden Menschen wegnehmen und ihnen eine Kappe einpflanzen?« »Sie tun es zu unserem Wohl.« »Ich verstehe trotzdem nicht, warum es sein muß. Ich will lieber so bleiben wie ich bin.« Jack lächelte. »Du kannst es jetzt noch nicht verstehen, aber wenn es soweit ist, wirst du es begreifen. Es ist wie . . . Ich kann es einfach nicht ausdrücken.« »Jack«, sagte ich, »ich habe über alles nachgedacht.« Er wartete, zeigte aber wenig Interesse. »Über das, was du gesagt hast. Über die herrlichen Dinge, die die Menschen herstellen konnten, bevor die Tripoden kamen.« »Das war dummes Zeug«, sagte er, wandte sich ab und ging in Richtung Dorf davon. Ich schaute ihm eine Weile nach und fühlte mich sehr einsam. Schließlich ging ich zu dem Schuppen in den Ruinen.

## Ich heiße Ozymandias

Erst nach seiner Weihe merkte ich, wie sehr ich in der letzten Zeit auf Jacks Gesellschaft angewiesen gewesen war. Unsere Freundschaft hatte mich den anderen Jungen in meinem Alter ziemlich entfremdet. Ich glaube schon, daß ich diese Kluft hätte überwinden können - Joe Beith, der Sohn des Tischlers, versuchte sich mit mir anzufreunden -, aber ich war in einer düsteren Stimmung und wollte lieber allein bleiben. Ich ging oft zum Schuppen, saß dort stundenlang und dachte über alles

nach. Einmal kam Henry und machte sich darüber lustig. Wir bekamen wieder Streit. Aber ich war so wütend, daß ich ihn diesmal entscheidend besiegte. Seitdem ging er mir aus dem Weg.

Manchmal traf ich Jack, und wir wechselten ein paar unverbindliche Worte. Er war zwar immer nett zu mir, aber er hielt auf Abstand. Sein Benehmen machte den Eindruck, als wäre unsere Freundschaft für eine Weile aufgeschoben und er wartete auf der anderen Seite einer großen Kluft auf mich und darauf, daß ich die Kluft bald überspringen würde. Dann würde alles so sein wie vorher. Das tröstete mich nicht, denn ich suchte den alten Jack, und der war für immer verschwunden. Würde auch ich mich so völlig verändern?

Der Gedanke flößte mir Furcht ein, und ich versuchte ihn zu unterdrücken. Aber er kam immer wieder. Durch die Zweifel, die Furcht und das dauernde Nachdenken wuchs mein Interesse an den Wanderern. Ich erinnerte mich an Jacks Worte und versuchte mir vorzustellen, wie er wohl geworden wäre, hätte die Weihe nicht zu einem Erfolg geführt. Wahrscheinlich hätte er inzwischen das Dorf schon verlassen.

Ich beobachtete die Wanderer, die gerade bei uns waren, und dachte daran, daß sie früher auch einmal so gewesen waren wie Jack und ich: gesund, fröhlich und voller Zukunftspläne. Ich war der einzige Sohn meines Vaters, und man erwartete von mir, daß ich eines Tages die Mühle übernehmen würde. Aber wenn die Weihe ein Mißerfolg wurde ...

Wir hatten zu der Zeit drei Wanderer im Dorf. Zwei waren erst kürzlich angekommen, der dritte war schon mehrere Wochen hier. Er war etwa in Vaters Alter, aber sein Bart war ungepflegt, und durch das dünne

graue Haar sah man die Umrisse der Kappe. Er verbrachte seine Zeit damit, Steine in den Feldern aufzulesen und vor dem Wandererheim einen Steinhaufen zu bauen. Im Durchschnitt brachte er es auf etwa zwanzig Steine am Tag. Sie hatten alle die Größe eines halben Ziegelsteines, und es war unmöglich herauszubekommen, warum er gerade diese und nicht andere Steine auswählte. Der Zweck des Steinhaufens war genauso dunkel. Der Mann sprach wenig, und wenn er es tat, dann in den Worten eines Kindes, das gerade sprechen lernt. Die beiden anderen Wanderer waren viel jünger. Einer hatte seine Weihe vermutlich erst im letzten Jahr gehabt. Er redete sehr viel, und was er sagte, schien immer vernünftig, aber letztlich verstand man ihn doch nicht. Der dritte konnte ganz verständig reden, aber er tat es nicht oft. Er schien immer voller Trauer zu sein und lag meistens neben dem Heim an der Straße und starre den ganzen Tag lang in den Himmel. Er blieb hier, als die anderen weiterzogen. Der junge ging früh am Morgen, und der Erbauer des Steinhaufens verließ das Dorf am Nachmittag desselben Tages. Der Steinhaufen blieb zurück, unvollendet und sinnlos. Ich betrachtete ihn und überlegte, was ich wohl in 25 Jahren tun würde. Getreide mahlen? Vielleicht. Aber vielleicht würde ich auch durch die Lande ziehen, vom Mitleid anderer leben und sinnlose Dinge tun. Irgendwie kamen mir die Gegensätze nicht so kraß vor. Ich wußte nicht warum, aber ich begann langsam zu begreifen, was Jack an dem bewußten Morgen in dem Schuppen gemeint hatte. Der nächste Wanderer kam schon am anderen Tag. Ich war gerade auf dem Weg zum Schuppen, als ich ihn von Westen her die Straße entlangkommen sah. Ich schätzte ihn auf Mitte dreißig. Er war ein kräftig gebauter Mann mit rotem Haar und einem Bart. Als er so dahinzog, sang er ganz melodisch ein Lied. Er erblickte mich. »Sag mal, mein Junge«, redete er mich an, »wie heißt diese Ortschaft?« »Wherton«, sagte ich. »Wherton«, wiederholte er. »Oh, das ist das schönste Dorf in der Ebene, hier gibt es keine Trübsal, keinen Schmerz. Kennst du mich eigentlich, mein Junge?« Ich schüttelte den Kopf. »Nein.« »Ich bin der König dieses Reiches. Mein Weib war die Königin des Regenreiches, aber ich verließ sie in Tränen aufgelöst. Ich heiße Ozymandias! Ihr Mächtigen, erschaut meine Werke und erschauert!« Er redete dummes Zeug, aber er redete wenigstens, und man konnte einzelne Worte verstehen. Es klang alles ein wenig poetisch. Ich konnte mich an den Namen Ozymandias erinnern. Ich hatte ihn in einem Gedicht gelesen, das ich in einem Buch im Wohnzimmer auf dem Bücherbrett gefunden hatte. Wir hatten ungefähr ein Dutzend Bücher. Als der Wanderer in Richtung Dorf weiterzog, folgte ich ihm. Er schaute sich um und sagte: »Mein Junge, du folgst mir. Wolltest wohl mein Diener sein? Ach und weh, ach und weh. Der Fuchs hat seinen Bau, der Vogel wohnt in den dichten Blättern der mächtigen Eiche, aber der Menschensohn hat nichts, wo er sein Hauptbettet. Hast du denn nichts zu tun?« »Nichts Wichtiges.« »Nichts ist wichtig, wie wahr. Aber wie findet der Mensch das Nichts? Wo soll er danach suchen? Ich sage dir, wenn ich das Nichts finden könnte, ich wäre nicht nur König, sondern Kaiser. Wer wohnt im Haus, an diesem Tag und zu dieser Stunde?« Ich vermutete, daß er über das Wandererheim sprach. »Nur einer«, antwortete ich. »Ich weiß aber nicht, wie er heißt.« »Sein Name soll Stern sein. Und welcher ist der deinige?« »Will Parker.« »Will ist ein guter Name. Welchen Beruf übt dein Vater aus, Will? Duträgst zu feine Kleider, um der Sohn eines Tagelöhners zu sein.« »Ihm gehört die Mühle.« »Und ewig scheint die Last seines Liedes zu sein: Ich sorge mich um niemand, nein, nicht ich, und niemand sorgt sich um mich! Hast du viele Freunde, Will?« »Nein, nicht viele.« »Eine gute Antwort! Denn wer sich vieler Freunde brüstet, gesteht, daß er keine hat.« Ich folgte einer plötzlichen Eingebung und war selbst überrascht, als ich darüber nachdachte. »Eigentlich habe ich keinen Freund. Ich hatte einen, aber er wurde vor einem Monat geweiht.« Der Wanderer blieb mitten auf der Straße stehen, und ich wartete auch. Wir waren inzwischen an die ersten Häuser gekommen und standen auf der anderen Straßenseite gegenüber dem kleinen Haus der Witwe Ingold. Der Wanderer schaute mich abschätzend an. »Nichts zu tun, jedenfalls nichts Wichtiges und ohne Freund! Einer, der mit den Wanderern spricht und mit ihnen geht! Wie alt bist du, Will?« »Dreizehn.« »Du bist ziemlich klein für dein Alter. Im nächsten Jahr wirst du also die Kappe empfangen?« »Ja.« Ich sah, wie die Witwe Ingold uns durchs Fenster beobachtete. Der Wanderer warf ebenfalls einen Blick in die Richtung und begann plötzlich einen wilden Spitzentanz auf der Straße. Dazu sang er mit krächzender Stimme: »Unter dem grünen, grünen Baum, Wer will dort mit mir liegen, Und das Zwitschern der Vögel wie im Traum, Lassen zum Himmel fliegen?« Den ganzen restlichen Weg bis zum Wandererheim redete er nur noch Unsinn, und ich war froh, als ich mich von ihm verabschiedete.

Mein besonderes Interesse für die Wanderer war jedoch bemerkt worden, und am Abend desselben Tages nahm mich mein Vater beiseite und sprach mit mir darüber. Manchmal war mein Vater ernst, aber meistens doch freundlich, gerade wie er es richtig fand. Er sah die Welt in einem einfachen Schwarzweißgegensatz, und es fiel ihm schwer, mit etwas Geduld zu haben, was er dumm fand. Er konnte einfach nicht verstehen, daß sich ein Junge beim Wandererheim herumtrieb. Man mußte mit den Wanderern Mitleid haben, und es war die Pflicht eines jeden Menschen, ihnen Nahrung und Unterkunft zu

geben; aber weiter durfte es nicht gehen. Ich war an diesem Tag mit einem Neuankömmling gesehen worden, der offenbar viel verrückter war als alle anderen. Ein solches Verhalten war albern und gab den Leuten außerdem einen Grund zu Klatschen. Vater hoffte, er würde solche Dinge über mich nicht mehr hören. Unter keinerlei Vorwand dürfte ich ins Wandererheim gehen. Hätte ich das verstanden? Ich sagte, daß ich es begriffen hätte. Ich spürte, daß mehr als Sorge über den Klatsch der Leute dahintersteckte. Er hörte wohl bei Berichten aus der Stadt und anderen Dörfern zu, aber für Klatsch und böse Bemerkungen empfand er nur Verachtung. Ich überlegte, ob seine Sorge nicht ganz anderer Natur war und ob er nicht Schlimmeres befürchtete. Vater hatte nämlich einen älteren Bruder, der zum Wanderer geworden war. Zu Hause wurde nie darüber gesprochen, aber Jack hatte es mir vor langer Zeit einmal erzählt. Manche Leute behaupteten, daß diese Art von Schwäche vererbbar war, und vielleicht glaubte mein Vater, daß mein Interesse an den Wanderern ein schlechtes Vorzeichen für meine Weihe im nächsten Jahr war. Das war zwar nicht ganz logisch, aber ich wußte, daß ein Mann, der den Dummheiten anderer gegenüber unduldsam war, dennoch selbst einige Schwächen haben konnte.

Dies und meine Verlegenheit wegen des Benehmens, das der neue Wanderer vor anderen an den Tag legte, ließ mich den Beschuß fassen, zu tun, was mein Vater von mir verlangte, und zwei Tage blieb ich in sicherem Abstand. Zweimal sah ich den Mann, der sich Ozymandias nannte, auf der Straße Grimassen schneiden und Selbstgespräche führen, und ich ging davon.

Am dritten Tag jedoch ging ich nicht den Fußpfad am Fluß entlang zur Schule, sondern vornherum auf der Straße an der Kirche und dem Wandererheim vorbei. Ich sah niemanden. Aber als ich mittags zurückkam, lief mir Ozymandias entgegen. Ich beschleunigte mein Tempo, und wir trafen an der Kreuzung aufeinander. Er sagte: »Willkommen, Will, ich habe Euch während vieler Tage nicht erblickt. Was plagt Euch, mein Junge? Die Maul und Klauenseuche? Oder glücklicherweise eine normale Erkältung?« Irgend etwas an ihm hatte mich gefesselt, sogar fasziniert, und das war es auch, was mich hierhergeführt hatte. Ich hoffte ihm zu begegnen. Ich gab das vor mir selbst zu, aber gleichzeitig war mir bewußt, was mich ferngehalten hatte. In unserer unmittelbaren Nähe war gerade niemand, aber andere Schulkinder kamen kurz hinter mir, und auf der anderen Straßenseite wohnten Leute, die mich kannten. Ich sagte: »Ich hatte zu tun«, und machte Anstalten weiterzugehen. Er legte seine Hand auf meinen Arm. »Bleibt, Will. Der, der keinen Freund hat, kann in beliebigem Tempo wandern und innehalten, wenn er reden will.« »Ich muß gehen«, sagte ich. »Das Mittagessen wartet.« Ich schaute weg, und etwas später zog er die Hand zurück. »Laß dich nicht aufhalten, Will. Denn obgleich der Mensch nicht vom Brot allein lebt, muß er es doch als erstes haben.« Sein Tonfall war fröhlich, aber ich bildete mir ein, etwas anderes herauszuhören. Enttäuschung? Ich begann weiterzugehen, blieb aber nach ein paar Schritten stehen und schaute zurück. Er blickte mir immer noch nach. Ich sagte mit leiser unsicherer Stimme: »Gehst du öfter in den Feldern spazieren?« »Sobald die Sonne scheint.« »Weiter hinten an der Straße, an der ich dich traf, steht auf der rechten Seite eine alte Ruine. Ich habe dort einen alten Schuppen, auf der der Straße abgewandten Seite, dicht am Wäldchen. Ein brüchiger Torbogen ist der Eingang, und davor liegt ein alter roter Stein, wie ein Sessel geformt.« Er sagte sanft: »Ich höre, Will. Bist du oft da draußen?« »Meistens gehe ich nach der Schule dorthin.« Er nickte. »Tu das!« Plötzlich wanderte sein Blick zum Himmel, er breitete die Arme aus und rief: »Und Jim, der Prophet aus Serendipity, kam in dem Jahr und mit ihm eine Schar von Engeln, die ihre weißen Pferde über den Himmel ritten und Staubwolken aufwirbelten. Die Hufe versprühten Funken, und der Weizen auf den Feldern verbrannte und das Böse in den Herzen der Menschen auch. So sprach Ozymandias! Wahrlich! Wahrlich! Wahrlich!« Die anderen Kinder waren inzwischen herangekommen, und ich ließ ihn stehen und ging nach Hause. Ich konnte sein Schreien hören, bis ich bei der Kirche um die Ecke bog.

Nachmittags ging ich mit einer Mischung aus Erwartung und Unsicherheit zum Schuppen. Mein Vater hatte gesagt, er wollte nicht mehr hören müssen, daß ich mit den Wanderern zusammen war, und hatte mir streng verboten, in das Wandererheim zu gehen. Dem zweiten Verbot hatte ich gehorcht, das erste war ich im Begriff zu umgehen. Ich machte mir nichts vor: Er würde dies als bewußten Ungehorsam ansehen. Und warum tat ich das? Nur, um mit einem Mann zu reden, der ein Durcheinander von Sinn und Unsinn von sich gab, wobei letzteres eindeutig überwog? Das war das Risiko nicht wert.

Und trotzdem! Wenn ich mir die scharfen blauen Augen unter dem gewaltigen roten Haarschopf ins Gedächtnis rief, hatte ich das sichere Gefühl, daß in dem Mann mehr steckte und daß das Risiko und der Ungehorsam gerechtfertigt waren. Ich schaute mich genau um, als ich zum Schuppen ging, und rief leise, als ich davorstand. Aber es war niemand da. Ich dachte schon, daß er nicht kommen würde, daß er entweder meine Worte nicht richtig verstanden oder alles schon wieder vergessen hatte. Da hörte ich einen Zweig knacken. Ich sah mich um und erblickte Ozymandias. Er war kaum zehn Schritte vom Eingang entfernt. Er sang nicht, und er redete auch nicht. Er bewegte sich leise und vorsichtig.

Mir kam ein fürchterlicher Gedanke. Man erzählte sich, daß ein Wanderer in mehreren Dörfern Kinder umgebracht hatte, ehe man ihn einfangen und aufhängen konnte. Ob das stimmte? War dieser hier etwa auch so einer? Ich hatte ihn hierher bestellt und niemandem etwas davon erzählt. Ein Hilferuf würde im Dorf nicht einmal gehört werden. Ich preßte mich gegen die Wand und bereitete mich auf einen Ausbruch vor, der mich vielleicht an ihm vorbei in die größere Sicherheit der offenen Straße bringen würde.

Aber ein einziger forschender Blick in sein Gesicht beruhigte mich. Verrückt oder nicht, ich spürte, daß man diesem Mann vertrauen konnte. Seine Gesichtszüge verrieten einen gutmütigen Humor. »Nun habe ich dich endlich gefunden, Will!« sagte er und schaute sich beifällig um. »Du hast hier ein prima Versteck!« »Mein Vetter Jack hat das meiste gemacht, er ist geschickter als ich.« »Der, der in diesem Sommer geweiht wurde?« »Ja.« »Du hast die Weihe gesehen?« Ich nickte. »Wie benimmt er sich seitdem?« »Es geht ihm gut«, sagte ich, »aber er ist anders.« »Er ist ein Mann geworden.« »Nicht nur das.« »Erzähle!«

Ich zögerte ein wenig, aber seine Stimme, seine Haltung und sein Gesichtsausdruck, alles flößte mir Vertrauen ein. Ich bemerkte, daß er ganz verständig und natürlich sprach und keines der altertümelnden Worte und Sätze mehr gebrauchte, wie er es vorher getan hatte. Ich begann zu reden, stockend zuerst, aber dann immer fließender. Ich erzählte, was Jack früher gesagt hatte, und wie verwirrt ich gewesen war. Er hörte zu, nickte manchmal, aber er unterbrach mich nicht. Als ich fertig war, fragte er: »Will, was hältst du von den Tripoden?« Ich antwortete ehrlich: »Ich weiß nicht genau. Anfangs nahm ich sie als natürlich hin - ich hatte sogar Angst vor ihnen, glaube ich - aber jetzt Ich habe so viele Fragen.« »Hast du sie schon einmal deinen Eltern gestellt?« »Das würde nichts nützen. Niemand spricht über die Tripoden, das lernt man schon als kleines Kind.« »Soll ich sie dir beantworten?« fragte er. »Jedenfalls so gut ich kann?« Jetzt war ich meiner Sache ganz sicher, und ich sprudelte es heraus: »Du bist kein Wanderer!« Er lächelte: »Das hängt davon ab, was du darunter verstehst. Ich ziehe von Ort zu Ort, wie du weißt, und ich benehme mich seltsam.« »Aber nur, um die Leute zu täuschen, nicht weil du nicht anders kannst. Dein Wesen und dein Verstand haben sich nicht verändert.« »Das nicht. Nicht wie die Gehirne der Wanderer anders wurden, und auch nicht verändert wie das deines Vetters Jack.« »Aber du trägst eine Kappe.« Er berührte leicht das Gespinst aus Metall unter dem dichten roten Haarschopf. »Zugegeben, aber ich bekam sie nicht von den Tripoden, sondern von - freien Menschen!« Ich war verwirrt. »Das verstehe ich nicht.« »Wie könntest du auch? Aber hör zu, und ich werde es dir erklären. Zuerst die Tripoden. Weißt du, was sie sind?« Ich schüttelte den Kopf, und er fuhr fort: »Wir wissen es auch nicht genau. Es gibt zwei Theorien. Die erste ist, daß es Maschinen sind, von den Menschen gebaut, die gegen die Menschen rebellierten und sie versklavten.« »In den vergangenen Zeiten? Den Zeiten des Riesenschiffes und der großen Städte?« »Ja. Das ist die eine Theorie. Ich persönlich kann sie nicht glauben, weil ich es nicht für möglich halte, daß die Menschen Maschinen Intelligenz einpflanzen konnten. Die zweite Theorie besagt, daß sie ursprünglich nicht von dieser Welt stammen, sondern aus einer anderen kamen.« »Eine andere Welt?« Ich verstand mal wieder nichts. Er sagte: »In der Schule lernst du nichts über die Sterne, habe ich recht? Das ist zumindest ein Hinweis dafür, daß an der zweiten Version etwas dran sein könnte. Du lernst nicht, daß die Sterne, die du nachts siehst - hunderte und tausende -, Sonnen sind, genauso wie unsere Sonne. Und einige könnten durchaus Planeten haben, die sie umkreisen, so wie die Erde unsere Sonne umkreist.«

Ich war ganz durcheinander. Dieser Gedanke drehte sich in meinem Kopf. Ich fragte: »Ist das wahr?« »Völlig! Und es kann gut sein, daß die Tripoden ursprünglich von einer dieser Welten kamen. Es kann auch sein, daß sie nur Vehikel sind für die Wesen, die sich in ihnen von einem Ort zum anderen bewegen. Wir haben noch nie das Innere von einem Dreibeiner gesehen, deshalb wissen wir das nicht genau.« »Und die Kappen?«

»Das sind die Mittel, mit Hilfe derer sie die Menschen in Unterwerfung und Gehorsam halten!« Zuerst hielt ich das für unmöglich. Später konnte ich nicht begreifen, daß ich nicht von allein darauf gekommen war. Aber mein Leben lang hatte ich die Weihe für die natürlichste Sache der Welt gehalten. Meine Eltern waren geweiht und offenbar ganz zufrieden damit. Die Kappe war das Zeichen der Erwachsenen, und die Weihe war feierlich und verband sich mit der Vorstellung von Fest und Feiertag. Trotz der wenigen, die danach Schmerzen hatten und Wanderer wurden, sehnte jedes Kind diesen Tag herbei. Auch ich hatte ja erst kürzlich, als man schon die Monate zählen konnte, Zweifel bekommen. Und diese Zweifel waren nicht einmal fest begründet und deshalb gegen die ruhige Gelassenheit der Erwachsenen schwer zu bewahren. Auch Jack hatte Zweifel gehabt, aber nur vor der Weihe. »Die Kappen lassen die Menschen das denken, was die Tripoden wollen?«

»Sie kontrollieren das Gehirn. Wir wissen allerdings nicht, wie und bis zu welchem Grad. Wie du weißt, ist das Metall mit dem Fleisch fest verbunden, so daß man es nicht entfernen kann. Es sieht so aus, als ob

dem Gehirn allgemeine Befehle gegeben würden, wenn die Kappe eingepflanzt wird. Später können auch detaillierte Befehle an einzelne gegeben werden, aber bei den meisten scheint das nicht der Fall zu sein.« »Wie kommt es, daß manche Wanderer werden?« »Auch darüber können wir nur Vermutungen anstellen. Es kann sein, daß manche zu schwach sind und bei Beanspruchung zerbrechen. Es kann aber auch sein, daß der Wille der Menschen zu stark ist und so lange gegen die Bevormundung ankämpft, bis er zerstört ist.« Ich dachte darüber nach, und mir schauderte. Eine Stimme im Kopf, unentzerrbar und unwiderstehlich! Wut stieg in mir hoch, nicht nur wegen der Wanderer, sondern auch wegen all der anderen - meinen Eltern, Verwandten, Jack ... »Du hast von freien Menschen gesprochen«, sagte ich.

»Die Tripoden beherrschen also nicht die ganze Welt.«

»Doch, jedenfalls fast. Es gibt kein Land, in dem sie nicht sind, wenn es das ist, was du wissen willst. Höre zu. Als die Tripoden zum erstenmal kamen - oder als sie rebellierten -, geschahen fürchterliche Dinge. Städte wurden wie Ameisenhügel zerstört, und Millionen und aber Millionen wurden getötet oder verhungerten.«

Millionen! Ich versuchte mir diese Zahl vorzustellen, aber ich konnte es nicht. Unser Dorf zählte zu den größeren Ortschaften. Hier lebten etwa vierhundert Menschen. Etwa dreißigtausend wohnten in Winchester und Umgebung. Ich schüttelte hilflos den Kopf. Er sprach weiter: »Die, die übrigblieben, bekamen Kappen von den Tripoden und halfen, andere Menschen zu töten oder zu fangen. Innerhalb einer Generation wurde es so, wie es heute ist. Aber an einem Ort entkamen ein paar Menschen. Weit im Süden, auf der anderen Seite des Meeres gibt es hohe Berge. Sie sind so hoch, daß sie von ewigem Schnee bedeckt sind. Die Tripoden bleiben in der Ebene - vielleicht, weil sie sich dort besser bewegen können, vielleicht können sie aber auch die dünne Höhenluft nicht vertragen. Dort in den Bergen gibt es Stellen, wo sich freie und wachssame Menschen gegen die Geweihten verteidigen, die in den umliegenden Tälern wohnen. Manchmal überfallen wir sogar ihre Bauernhöfe und holen uns Nahrung.« »Wir? Du kommst also auch von dort?« Er nickte. »Und die Kappe, die du trägst?«

»Stammt von einem Toten. Ich rasierte meinen Kopf, und sie wurde so geformt, daß sie auf meinen Schädel paßte. Nachdem das Haar wieder gewachsen war, konnte man sie nicht mehr von einer echten unterscheiden. Aber sie gibt keine Befehle.« »Deshalb kannst du als Wanderer herumziehen«, sagte ich.

»Und niemand wird mißtrauisch. Aber warum? Was bezweckst du damit?«

»Zum Teil, um andere Gegenden kennenzulernen. Aber es gibt einen noch wichtigeren Grund. Ich kam wegen dir!« Ich war überrascht. »Wegen mir?«

»Wegen dir und anderen Menschen, die wie du sind. Wegen Menschen, die noch nicht geweiht sind, aber schon alt genug, um Fragen zu stellen und Antworten zu verstehen. Und alt genug, um eine lange, schwere, vielleicht sogar gefährliche Reise zu machen.« »In den Süden?«

»In den Süden! Zu den Weißen Bergen. Zu einem harten Leben am Reiseziel, aber zu einem freien Leben. Nun?« »Du willst mich dorthin mitnehmen?« »Nein, noch bin ich nicht so weit, um zurückzukehren. Außerdem wäre es zu gefährlich. Ein Junge, der allein unterwegs ist, könnte ein einfacher Ausreißer sein, aber einer, der mit einem Wanderer zieht Du mußt allein gehen. Wenn du dich dazu entschließt.« »Das Meer«, sagte ich, »wie komme ich da rüber?« Er schaute mich an und lächelte. »Das ist das einfachste Wegstück. Bei der restlichen Reise kann ich dir auch ein wenig helfen.« Er nahm etwas aus seiner Tasche und zeigte es mir. »Weißt du, was das ist?« Ich nickte. »Ein Kompaß, ich hab' schon einen gesehen. Die Nadel zeigt immer nach Norden.« »Und das?« Er schob eine Hand in seinen Umhang. Im Saum war ein kleines Loch. Er steckte zwei Finger hinein und zog etwas heraus. Es war eine lange Pergamentrolle, die er auf dem Boden ausbreitete. Auf ein Ende legte er einen Stein, das andere hielt er fest. Ich sah ein paar Linien, aber sie sagten mir nichts. »Man nennt das eine Landkarte«, erklärte er. »Die Geweihten brauchen so etwas nicht, und deshalb hast du noch keine gesehen. Sie zeigt dir den Weg zu den Weißen Bergen. Schau her! Das hier ist das Meer, und hier unten sind die Berge eingezeichnet.« Er erläuterte alle Einzelheiten der Karte und beschrieb genau die Orientierungspunkte, nach denen ich Ausschau halten sollte. Er brachte mir auch bei, wie ich mit dem Kompaß umgehen mußte. Über den letzten Teil der Reise - hinter dem großen See - gab er mir genaue Anweisungen, die ich auswendig lernen mußte. Das war eine Sicherheitsmaßnahme für den Fall, daß man die Landkarte bei mir entdeckte. »Auf jeden Fall mußt du die Karte gut verstecken. Kannst du in den Saum deines Umhangs ein Loch schneiden, so wie ich es gemacht habe?« »Natürlich, ich werde schon aufpassen.« »Bleibt nur noch die Fahrt über das Meer. Du mußt zu dieser Stadt gehen.« Er zeigte den Ort auf der Karte. »Im Hafen wirst du einige Fischerboote finden. Die »Orion« gehört einem von uns. Er ist ein großer Mann, braungebrannt, mit einer langen Nase und dünnen Lippen. Er heißt Curtis, Kapitän Curtis. Geh zu ihm. Er wird dich über das Meer bringen. Aber dann beginnt erst die eigentliche Schwierigkeit. Man spricht dort eine andere Sprache. Du darfst nicht gesehen oder angesprochen werden, und du mußt

lernen, deine Nahrung unterwegs zu stehlen.« »Das schaffe ich schon! Kannst du ihre Sprache?« »Die und andere, wie zum Beispiel deine eigene. Deshalb habe ich auch diesen Auftrag bekommen.« Er lächelte. »Ich kann in vier Sprachen einen Verrückten spielen.« »Ich habe dich angesprochen. Wenn ich das nicht .« »Dann hätte ich dich angeredet. Ich habe inzwischen Erfahrung und erkenne ziemlich rasch die richtigen Jungen. Aber du kannst mir jetzt helfen. Gibt es in dieser Gegend noch andere, von denen du glaubst, daß ich es versuchen sollte?« Ich schüttelte den Kopf. »Nein, keinen!« Er stand auf, streckte die Beine und rieb seine Knie. »Dann will ich morgen weiterziehen. Laß mir eine Woche Vorsprung, bevor du aufbrichst. Damit niemand eine Verbindung zwischen dir und mir vermutet.« »Ehe du gehst . . .« »Ja?« »Warum haben sie nicht alle Menschen vernichtet, anstatt ihnen Kappen einzupflanzen?« Er zuckte mit den Schultern: »Wir kennen ihre Pläne nicht. Aber es gibt mehrere Möglichkeiten. Ein Teil der Lebensmittel, die hier hergestellt werden, werden zu Menschen transportiert, die unter Tage arbeiten. Sie schürfen Metall für die Tripoden. In einigen Gegenden werden sogar Treibjagden veranstaltet!« »Treibjagden?«

»Die Tripoden hetzen Menschen, wie die Menschen Füchse.« Mich fröstelte. »Außerdem nehmen sie Männer und Frauen in ihre Städte mit. Warum, können wir nur vermuten.« »Dann haben sie also Städte?« »Nicht auf dieser Seite des Meeres. Ich habe jedenfalls noch keine gesehen, aber ich weiß, daß einige Menschen schon die Städte gesehen haben. Man erzählt, daß hinter großen Umfassungsmauern Metalltürme und Dächer zu sehen sind. Die Städte sollen grauglänzende häßliche Gebilde sein.« Ich fragte: »Weißt du, seit wann es so ist?« »Daß die Tripoden herrschen? Über hundert Jahre. Aber für die Geweihten ist es so, als wären es zehntausend.« Er gab mir die Hand. »Alles Gute, Will!« »Ja«, sagte ich. Sein Händedruck war fest. »Ich hoffe, wir sehen uns in den Weißen Bergen wieder!«

Am nächsten Tag war er verschwunden. Ich begann mit meinen Vorbereitungen. In der Rückwand des Schuppens war ein loser Stein und dahinter ein Hohlraum, der ein ideales Versteck bildete. Außer mir kannte es nur noch Jack, und der würde nicht mehr herkommen. Dort versteckte ich einige Dinge für die Reise - Lebensmittel, ein Hemd zum Wechseln, ein Paar Schuhe. Ich sammelte die Lebensmittel vorsichtshalber langsam und nahm immer nur sehr wenig von zu Hause mit. Dabei wählte ich aus, was sich am besten halten würde: Pökelfleisch, geräucherten Schinken, einen kleinen Käse, Haferflocken und ähnliches. Ich vermute, daß meine Mutter merkte, daß einiges fehlte, und vor einem Rätsel stand. Mir war etwas traurig zumute, daß ich meine Eltern verlassen mußte, und ich hatte Mitleid mit ihnen. Sobald sie merkten, daß ich weggelaufen war, würden sie sich große Sorgen machen. Die Kappen konnten nicht gegen menschlichen Schmerz helfen, aber ich konnte auch nicht bleiben. Ebensowenig würde ein Schaf durch die Tür des Schlachthauses gehen, wenn es erst wußte, was es auf der anderen Seite erwartete. Und ich wußte, daß ich lieber sterben würde, als geweiht zu werden!

## Der Marsch zum Meer

Zwei Gründe bewogen mich, meinen Aufbruch länger als zwei Wochen hinauszuschieben. Der erste: Es war kurz nach Neumond, und der Mond war nur eine schmale Sichel. Ich wollte möglichst nachts unterwegs sein und brauchte dazu mehr Licht. Der zweite Grund kam völlig überraschend: Henrys Mutter starb! Sie war eine Schwester meiner Mutter und schon lange krank gewesen, aber ihr Tod kam doch plötzlich. Meine Mutter half, soviel sie konnte, und ihre erste Maßnahme war, Henry bei uns aufzunehmen und ihm ein Bett in meinem Zimmer aufzustellen. Mir paßte das überhaupt nicht, aber ich konnte natürlich nichts dagegen einwenden. Meine Beileidsbezeugung fiel ziemlich kühl aus und wurde ebenso kühl angenommen. Danach versuchten wir einander aus dem Weg zu gehen, soweit das bei zwei Jungen möglich ist, die im selben Zimmer wohnen. Ich fand das alles lästig, aber nicht übermäßig wichtig. Die Nächte waren sowieso noch zu dunkel für die lange Wanderung, und ich nahm an, daß Henry nach der Beerdigung nach Hause zurückkehren würde. Aber als ich am Beerdigungstag meine Mutter deswegen fragte, merkte ich, daß ich mich geirrt hatte. Ich war entsetzt. Sie sagte nämlich: »Henry bleibt bei uns.« »Wie lange?« »Für immer. Auf jeden Fall, bis ihr beiden geweiht seid. Onkel Ralph hat auf dem Hof zu viel zu tun und kann sich nicht um den Jungen kümmern. Und er will ihn nicht den ganzen Tag in der Obhut der Diener lassen.« Ich antwortete nichts, aber mein Gesichtsausdruck muß ziemlich deutlich gewesen sein, denn meine Mutter sagte mit ungewohnter Strenge: »Ich will dich nicht schmollen sehen! Er hat seine Mutter verloren, und du kannst wenigstens ein wenig Mitleid zeigen!«

Ich fragte: »Kann ich nicht mein Zimmer allein behalten? Wir haben doch einen Raum unter dem Dach frei.« »Du hättest dein Zimmer wieder bekommen sollen; aber weil du so ungezogen bist, bleibt alles, wie es ist. In knapp einem Jahr bist du ein Mann, und du mußt langsam anfangen, dich wie ein Mann zu benehmen und nicht wie ein verwöhntes Kind!« »Aber . . .«

»Wir wollen nicht mehr darüber reden«, sagte sie ärgerlich. »Wenn du dich weiter beklagst, muß ich mit deinem Vater sprechen.« Sie ging schnell hinaus, und ihr Rock wehte dabei um den Türpfosten. Ich dachte über die neue Situation nach und fand, sie würde eigentlich nichts ändern. Ich konnte meine Kleidung im Mahlraum verstecken und hinschleichen, sobald Henry eingeschlafen war. Dort konnte ich mich dann anziehen. Ich war fest entschlossen, bei besserem Mondlicht aufzubrechen. An den beiden nächsten Tagen regnete es recht heftig, doch danach wurde es wieder klar, und ein heißer Nachmittag trocknete den schlimmsten Matsch. Alles lief nach Plan, Bevor ich ins Bett ging, hatte ich meine Sachen, meinen Beutel und zwei große Brotlaibe in der Mühle versteckt. Es gab nur noch ein einziges Problem: Ich mußte wach bleiben! Aber ich war so aufgereggt, daß es mir nicht schwerfiel. Endlich war Henry am anderen Ende des Zimmers eingeschlafen und atmete tief und gleichmäßig. Ich lag da und dachte über die Reise nach: das Meer, die fremden Länder auf der anderen Seite, den großen See und die Berge, auf denen selbst im Sommer Schnee lag. Auch ohne die Tripoden, und was ich über sie erfahren hatte, war der Plan aufregend. Der Mond ging auf und schien ins Fenster. Ich stieg aus dem Bett, öffnete vorsichtig die Zimmertür und machte sie hinter mir ebenso leise wieder zu. Im Haus war alles ruhig. Die Stufen knarrten unter meinen Schritten. Aber selbst wenn es jemand hörte, würde er sich nichts dabei denken. Es war ein altes Holzhaus, und das nächtliche Knarren war ganz normal. Ich ging durch die große Tür in den Hauptraum der Mühle, nahm meine Sachen und zog mich schnell an.

Dann verließ ich das Haus durch die Hintertür, die zum Fluß hinausführte. Das Mühlrad stand bewegungslos, und das Wasser gurgelte und plätscherte schwarz mit silbernen Streifen am Rad vorbei.

Als ich über die Brücke war, fühlte ich mich sicherer. In wenigen Minuten würde ich das Dorf hinter mir gelassen haben. Eine Katze balancierte vorsichtig über das Kopfsteinpflaster, und eine andere saß auf einer Türschwelle und leckte sich das im Mondlicht glänzende Fell. Ein Hund bellte, er hatte mich wohl gehört und war mißtrauisch, aber er war weit genug entfernt, so daß ich nicht besorgt zu sein brauchte. Als ich am Haus der Witwe Ingold vorbei war, begann ich zu laufen. Außer Atem kam ich beim Schuppen an und war sehr zufrieden, daß ich unbemerkt weggekommen war. Mit einem Feuerstein, einem Stück Stahl und einem ölgetränkten Lappen zündete ich eine Kerze an und begann meine Sachen einzupacken. Ich hatte die Größe meines Beutels überschätzt und konnte selbst nach mehrmaligem Umpacken einen Brotlaib nicht mehr unterbringen. Nun, ich konnte das Brot auch unter dem Arm tragen. Bei Tagesanbruch wollte ich halmachen und essen. Danach würde ich im Beutel genug Platz für das Brot haben.

Ich schaute mich noch einmal im Schuppen um, ob ich nicht etwas liegengelassen hatte, was ich noch brauchen würde. Dann löschte ich die Kerze, steckte sie in meine Tasche und ging los. Es war eine schöne Nacht, wie geschaffen für mein Vorhaben. Der Himmel war von Sternen übersät - alles Sonnen wie unsere eigene? -, der Mond schien hell, die Luft war mild. Ich hob meinen Beutel auf, um ihn mir auf den Rücken zu schnallen, als mich aus einer Entfernung von wenigen Schritten eine Stimme ansprach. Henrys Stimme! Er sagte: »Ich hörte dich wegschleichen und folgte dir!« Ich konnte ihn nicht sehen, aber ich glaubte einen höhnischen Unterton in seiner Stimme zu entdecken. Vielleicht hatte ich mich auch geirrt - es konnte ebensogut meine Nervosität gewesen sein. Jedenfalls glaubte ich, er triumphierte darüber, mich entdeckt zu haben. Eine blinde Wut stieg in mir hoch. Ich ließ mein Bündel fallen und sprang ihn an. In zwei unserer letzten drei Kämpfe war ich Sieger geblieben, und ich war sicher, daß ich ihn auch diesmal schlagen konnte.

Ich war zu sicher, wie sich herausstellte. Meine rasende Wut half mir auch nicht. Er schlug mich nieder, ich sprang auf, und er schlug mich noch einmal nieder. Ich lag am Boden, er warf sich auf mich und hielt meine Handgelenke fest. Ich strampelte, schwitzte, bäumte mich auf, umsonst! Er hatte mich fest im Griff.

»Hör zu«, sagte er, »ich will dir etwas sagen! Ich weiß, du willst weglassen. Das ist doch richtig? Natürlich, bei dem Beutel! Und ich will mitkommen!« Als Antwort machte ich eine schnelle Drehung, aber er rollte mit mir herum und hielt mich fest. Er keuchte ein bißchen. »Ich will mitkommen, mich hält hier nichts mehr!« Seine Mutter, meine Tante Ada, war eine bewegliche, lebenslustige und gutmütige Frau gewesen. Sogar während der langen Krankheit! Onkel Ralph dagegen war ein in sich gekehrter, schweigsamer Mann, der bereit, vielleicht sogar erleichtert war, seinen Sohn in einem anderen Haushalt unterbringen zu können. Ich verstand, was Henry sagen wollte. Da war noch ein anderer, praktischer Gesichtspunkt: Selbst wenn ich Henry besiegt hätte - was dann? Sollte ich ihn hier lassen und das Risiko in Kauf nehmen, daß er Alarm schlug? Mir blieb keine Wahl! Wenn er aber mitkam? Ich konnte ihn

vielleicht loswerden, bevor wir zum Hafen und zu Kapitän Curtis kamen. Auf keinen Fall wollte ich ihn die ganze Strecke mitnehmen. Ich mochte ihn noch immer nicht, und selbst wenn, ich würde ihm nichts von den Geheimnissen erzählen, die ich von Ozymandias wußte. Ich hörte auf zu strampeln: »Laß mich los!«

»Kann ich mitkommen?« »Ja.« Er ließ mich aufstehen, und wir schauten uns im Mondlicht an. »Natürlich hast du nichts zu essen mitgebracht. Wir müssen das teilen, was ich habe.« In zwei, drei Tagen würden wir in der Nähe des Hafens sein. Solange reichte mein Vorrat für zwei. »Los!« sagte ich. »Wir machen besser, daß wir wegkommen!« Mit Hilfe des hellen Mondlichts kamen wir gut voran. und als es dämmerte, waren wir in fremdem Gebiet. Ich

schlug eine kurze Pause vor, und wir ruhten uns aus, aßen ein halbes Brot mit Käse und tranken Wasser vom Fluß. Dann zogen wir weiter. Je heller es wurde, und je höher die Sonne am klaren blauen Himmel emporstieg, desto müder wurden wir. Es war fast Mittag, als wir erhitzt und schwitzend auf einem Gebirgszug ankamen. Vor uns lag ein großes flaches Tal, geformt wie eine Untertasse. Wir sahen gut bestellte Felder, ein Dorf und in der Ferne wie Punkte verstreut noch weitere Siedlungen. Männer, die wie Ameisen aussahen, arbeiteten auf den Feldern. Die Straße verlief ganz gerade durch das Tal und das naheliegende Dorf. Henry ergriff meinen Arm: »Schau!« Vier Reiter strebten auf das Dorf zu. Es konnten irgendwelche Boten sein, es konnte aber auch schon ein Suchtrupp sein, der nach uns Ausschau hielt. Ich faßte einen Entschluß. Wir waren immer am Wald entlanggegangen. So schlug ich vor: »Wir bleiben bis zum Abend im Wald! Wir können etwas schlafen und sind nachts wieder ausgeruht.« »Meinst du, daß es besser ist, nachts zu marschieren?« fragte Henry. »Ich weiß, man wird uns dann nicht sehen, aber wir können auch nichts erkennen. Wir können doch hier den Grat entlanggehen, hier oben ist niemand.« Ich antwortete: »Du kannst machen, was du willst. Ich lege mich hier hin!« Er zuckte die Schultern: »Wenn du darauf bestehst, bleiben wir eben hier.«

Sein schnelles Einlenken besänftigte mich nicht. Ich hatte das ungute Gefühl, daß sein Vorschlag nicht schlecht war. Schweigend zog ich mich in den Wald zurück, und Henry kam nach. Wir suchten einen Platz tief im Unterholz, wo wir auch von jemandem, der dicht an uns vorbeiging, kaum gesehen werden konnten. Dort legten wir uns hin. Ich muß sofort eingeschlafen sein. Als ich aufwachte, war es fast dunkel. Henry schlief noch neben mir. Wenn ich jetzt leise aufstand, konnte ich mich vielleicht weggeschleichen, ohne ihn zu wecken. Es war eine verlockende Idee, aber es war nicht fair. Ich streckte meine Hand aus, um ihn wachzurütteln, und dabei merkte ich es. Er hatte sich den Riemen meines Beutels so um das Handgelenk gewickelt, daß ich ihn nicht aufheben konnte, ohne Henry zu wecken. Er hatte also den gleichen Gedanken gehabt wie ich. Als ich ihn berührte, wachte er sofort auf. Wir aßen den Rest des ersten Brotes und ein bißchen Schinken, bevor wir uns wieder auf den Weg machten. Die Bäume standen dicht, wir konnten den Himmel erst sehen, als wir aus dem Wald heraustraten. Ich merkte, daß die Dunkelheit nicht nur von der heraufziehenden Nacht herrührte. Der Himmel hatte sich mit schweren Wolken überzogen, und ich fühlte schon die ersten Regentropfen auf meinem nackten Arm und im Gesicht. Durch diese Wolkendecke würde das Mondlicht bestimmt nicht hindurchdringen.

Im verblassenden Licht suchten wir unseren Weg ins Tal. Hinter den Fenstern der Häuser wurden die Lampen angezündet und halfen uns, einen weiten Bogen um das Dorf zu schlagen. Es nieselte, aber der Abend war warm, und der Regen trocknete beim Gehen rasch. Als wir auf der gegenüberliegenden Anhöhe angekommen waren, schauten wir auf die zusammengedrängten Lichter des Dorfes zurück und wandten uns nach Südost. Nun wurde es schnell dunkel. Wir waren auf einer leicht hügeligen Hochebene, die fast ganz von kurzgeschnittenem Gras bedeckt war. Nach einer Weile kamen wir zu einer zerfallenden Holzhütte, die offensichtlich unbewohnt war. Henry wollte dort abwarten, bis das Licht besser würde, aber ich war dagegen, und Henry trabte weiter hinter mir her. Eine Welle sprach keiner ein Wort. Dann flüsterte Henry: »Horch!« Verärgert fragte ich: »Was ist denn nun schon wieder?« »Ich glaube, hinter uns kommt jemand!« Nun hörte ich es auch. Hinter uns kamen Schritte, gedämpft durch das Gras. Es mußten mehr als nur ein Mann sein! Vielleicht hatte man uns vom Dorf aus gesehen. Die vier Reiter konnten den Dorfbewohnern gesagt haben, sie sollten nach uns Ausschau halten. Nun waren sie hinter uns her! Sie kamen langsam näher! Ich flüsterte: »Wir müssen rennen!« Ohne auf ihn zu warten, lief ich durch die Dunkelheit. Ich hörte Henry dicht hinter mir, aber unsere Verfolger waren auch nicht mehr weit. Ich legte einen Zwischenspurt ein, ein Stein drehte

sich unter meinem rechten Fuß weg, mich durchzuckte ein stechender Schmerz, ich schlug lang hin und rang nach Atem. Henry hatte meinen Sturz gehört und blieb stehen. »Wo bist du? Ist alles in Ordnung?«

Ich versuchte mein Gewicht auf den rechten Fuß zu verlagern, und mir wurde fast schlecht vor Schmerz. Henry wollte mir aufhelfen. Ich stöhnte unter Protest. »Bist du verletzt?« fragte er. »Mein Knöchel . . . Ich glaube, er ist gebrochen. Hau ab! Sie müssen jeden Moment hier sein.« Er sagte mit merkwürdigem Unterton: »Sie sind schon da!« »Was?« Ich fühlte warmen Atem auf meinem Gesicht, streckte die Hand

aus und ertastete etwas Wolliges, das sofort zurückschreckte. Schafe! Henry sagte: »Ich glaube, sie waren nur neugierig. Dann machen sie manchmal so etwas.« »Du verdammter Idiot!« antwortete ich. »Du bringst uns dazu, vor einer Schafherde wegzurennen. Schau her, was du damit angerichtet hast!«

Er sagte nichts, sondern kniete neben mir nieder und begann meinen Knöchel abzutasten. Ich zuckte zusammen und biß auf die Lippen, um nicht aufzuschreien. Endlich meinte er: »Ich glaube nicht, daß etwas gebrochen ist.

Wahrscheinlich nur verstaucht. Aber du wirst ein bis zwei Tage liegen müssen.«

Ich sagte bitter: »Das ist ja prächtig!« »Wir gehen besser zur Hütte zurück. Ich nehme dich huckepack.« Ich spürte wieder ein paar Regentropfen, und dann regnete es heftig, es goß geradezu - jedenfalls war es genug, um meine Anwandlung, jede Hilfe zurückzuweisen, auszulöschen. Henry nahm mich auf den Rücken. Es war ein Marsch wie in einem Alptraum. Er hatte Schwierigkeiten, auf dem nassen Gras einen festen Halt zu finden. Ich war doch schwerer, als er angenommen hatte. Immer wieder mußte er mich absetzen und sich ausruhen. Es war stockdunkel,

und der Regen strömte nur so vom Himmel. Jedesmal, wenn er mich absetzte, durchzuckte mich der Schmerz. Nach einiger Zeit dachte ich schon, er ginge in die falsche Richtung und hätte in der Dunkelheit die Hütte verfehlt. Das war durchaus möglich. Aber endlich tauchte die Hütte aus der Nacht auf. Die Tür öffnete sich, als er den Riegel zurückzog. Es raschelte, wahrscheinlich Ratten. Er trug mich die letzten paar Schritte und setzte mich mit einem Seufzer der Erleichterung ab. Als er herumtastete, fand er in einer Ecke einen Haufen Stroh, und ich kroch hinüber. Im Fuß hämmerte es, ich war klitschnaß und fühlte mich elend. Vor allem dauerte es lange, bis ich einschlafen konnte, denn wir hatten am Tag schon zu lange geschlafen. Als ich erwachte, war es hell, und der Regen hatte aufgehört. Der dunkelblaue Morgenhimmel schien im scheibenlosen Fenster wie gerahmt. In der Hütte standen eine Sitzbank und das Gestell eines Tisches, eine alte Pfanne und zwei Tassen hingen an Haken an der Wand. Henry war nicht da, und auch mein Beutel war von der Stelle, wo ich ihn fallengelassen hatte, verschwunden.

Ich humpelte hinaus und lehnte mich gegen die Wand der Hütte. Die ersten Strahlen der Sonne wärmten mich, während ich über meine Lage nachdachte. Es war klar, Henry hatte mich zurückgelassen und die Lebensmittel mitgenommen. Nachdem er sich mir aufgedrängt hatte, ließ er mich hier hilflos und - je mehr ich darüber nachdachte - hungrig zurück. Es hatte keinen Sinn zu versuchen, ruhig nachzudenken, die Wut war unwiderstehlich, und schließlich steigerte ich mich immer mehr hinein. Aber die Wut ließ mich wenigstens den schmerzenden Fuß und das leere Gefühl im Magen vergessen.

Auch als ich ruhiger wurde und über einen Ausweg nachdachte, fühlte ich mich nicht besser. Ich war mindestens zwei Kilometer vom nächsten Haus entfernt. Diese Strecke würde ich vielleicht sogar kriechend zurücklegen können, aber es wäre bestimmt ungeheuer qualvoll. Vielleicht käme auch jemand - ein Schäfer etwa - im Laufe des Tages in Rufnähe! Beides würde bedeuten, daß man mich nach Wherton zurückbringen würde. Ein böses und demütigendes Ende meines Abenteuers! Ich begann, mich selbst zu bemitleiden. An diesem Tiefpunkt angelangt, sah ich, wie jemand von der anderen Seite auf die Hütte zukam. Kurz darauf hörte ich Henrys Stimme: »Will, wo bist du?« Ich antwortete, und er kam um die Ecke. Ich sagte: »Ich glaubte schon, du wärst abgehauen. Du hast den Beutel mitgenommen!«

»Den brauchte ich zum Tragen.« »Tragen? Was denn?«

»Es dauert bestimmt zwei Tage, bis du wieder laufen kannst. Ich dachte, es wäre besser, einiges zu besorgen.« Er öffnete den Beutel und zeigte mir ein Brot, ein Stück gebratenes Fleisch und eine Schweinepastete. »Das habe ich aus dem Bauernhaus am Fuß des Hügels. Das Fenster der Speisekammer war offen. Ein kleines - einmal fürchtete ich fast, ich bliebe stecken.« Ich war ungeheuer erleichtert, nahm ihm das aber gleichzeitig übel. Er grinste mich an und erwartete ein Lob. Ich sagte scharf: »Und wo sind die Lebensmittel, die schon im Beutel waren?« Henry sah mich erstaunt an: »Die habe ich auf das Regal gelegt. Hast du sie nicht gesehen?« Das hatte ich natürlich nicht. Ich hatte nicht einmal danach gesucht. Erst nach drei Tagen war mein Knöchel so weit, daß wir weitergehen konnten. Bis dahin blieben wir in der Hütte, und Henry ging noch zweimal ins Dorf hinunter und organisierte etwas zu essen. Ich Hatz genug Zeit zum Nachdenken. Sicher, Henry hatte wegen der Schafe falschen Alarm gegeben, aber doch nur, weil er das schärfere Gehör hatte. Ich war genauso getäuscht worden wie er. Und schließlich hatte ich ja darauf bestanden, in der mondlosen Nacht weiterzumarschieren, während er lieber abgewartet hätte. Nun war ich von ihm abhängig! Ich hatte zwar noch immer Zweifel an ihm - niemand überwindet eine alte Feindschaft wie unsere in ein paar Tagen, vor allem dann nicht, wenn man sich verpflichtet fühlt - , aber ich konnte schlecht abhauen, bevor wir Rumney erreichten. Schließlich erzählte ich ihm alles - wohin ich wollte und was ich von Ozymandias erfahren hatte. Er sagte: »Eigentlich wollte ich auch wegen der Weihe weglauen, aber ich wußte nicht, wohin. Eine Zeitlang hätte ich mich bestimmt versteckt.« Ich erinnerte mich daran, daß Ozymandias mich gefragt hatte, ob vielleicht noch jemand bereit wäre, nach Süden zu ziehen. Ich erinnerte mich auch an meine Antwort und steckte meine Finger in den Saum meiner Jacke: »Hier ist die Landkarte.«

## Bohnenstange

Am frühen Abend eines Tages, an dem es abwechselnd sonnig und regnerisch gewesen war, kamen wir in Rumney an. Wir waren durchnäßt und müde, und mein Knöchel schmerzte sehr. Niemand achtete auf uns. Das lag natürlich daran, daß Rumney eine Stadt war. Städter erwarten nicht, daß sie jeden Fremden sofort erkennen. Im Dorf ist das anders.

Außerdem war Rumney ein Hafen, also ein Ort mit viel Durchgangsverkehr. Auch das war anders als auf dem ruhigen Land. Überhaupt war die ganze Stadt voller aufregender Aktivität. Am Ende einer langen Straße konnte man ein Stückchen vom Meer sehen. Männer in blauen Pullovern zogen an ihren Pfeifen, ein paar langsam

heranschwebende Möwen fingen Brotbrocken aus der Luft, alles war voller Gerüche. Es duftete nach Tabak, Teer, Gewürzen und nach dem Meer. Als wir endlich den Hafen erreichten, war es schon ziemlich dunkel geworden. Dutzende von Schiffen waren an der Kaimauer vertäut, andere standen mit gerefften Segeln weiter draußen im Hafenbecken. Wir gingen am Kai entlang und lasen die Namen der Schiffe: »Maischöne«, »Schwarzer Schwan«, »Abenteurer«, »Fröhlicher Gordon«. Doch die »Orion« war nicht dabei. »Vielleicht ist sie auf See«, vermutete ich. »Was sollen wir jetzt machen? Hast du einen Vorschlag?« »Wir werden uns einen Schlafplatz suchen müssen.« »Wenn wir etwas zu essen fänden, wäre ich auch nicht böse«, sagte Henry.

An diesem Vormittag hatten wir unsere restlichen Nahrungsmittel aufgegessen. Die Fenster der Kneipen an der Straße waren hell erleuchtet, und in einigen konnten wir die Leute singen hören. Aus anderen Fenstern zogen köstliche Küchendämpfe, und mein Magen protestierte knurrend gegen seine Leere. Im nächsten Fenster stand eine Tafel, auf der mit Kreide geschrieben war: »Warme Fleischpasteten - 50 Pfennig!« Ich hatte immer noch ein bißchen Geld. Unterwegs hatte ich nicht gewagt, es auszugeben. Ich sagte Henry, er sollte warten, und schlüpfte durch die Tür. Ich kam in einen niedrigen Raum mit Holzbalken in der Decke. An gescheuerten Tischen saßen Leute, die ihr Essen mit Bier runterspülten. Ich achtete nicht weiter auf die Gäste, sondern ging zum Tresen, gab dem schwarzhaarigen Mädchen meine Mark und bekam zwei Fleischpasteten dafür. Das Mädchen redete dabei die ganze Zeit mit einem Matrosen am Nebentisch. Ich war schon wieder auf dem Weg zur Tür, als mich eine Hand mit einem harten Griff festhielt. Es schien ein riesiger Mann zu sein. Aber als er aufstand, sah ich, daß er zwar kräftig gebaut war, aber kurze Beine hatte und nur wenig größer war als ich. Er hatte einen gelbblonden Bart und ebensolche Haare, die aber schon sehr dünn geworden waren. Man konnte darunter die Drähte der Kappe deutlich erkennen. Er fragte in barschem Ton: »Nun, Bursche, willst du Seemann werden?« Ich schüttelte den Kopf. »Nein.« Er starnte mich an: »Bist du hier aus der Gegend?« »Ja!« »Meinst du, deine Familie wird nach dir suchen, wenn du heute nacht nicht nach Hause kommst?« Ich erwiderte kühn: »Ich wohne nur drei Straßen weiter, und man wird mich suchen, wenn ich nicht sofort zurückkomme.« Er war einen Augenblick lang still, dann lachte er und sagte hart und unfreundlich: »Das sagst du! Aber du sprichst anders als die Leute hier. Du bist vom Land! Du sprichst auch wie ein Bauernbursche.« Ich machte eine schnelle Drehung, um freizukommen. »Immer mit der Ruhe. Mach keinen Ärger und spar deine Kraft lieber für den »Schwarzen Schwanz«.« Er zerrte mich zur Tür. Niemand achtete auf uns, und mir wurde klar, daß in der Hafenstadt ein solcher Vorfall alltäglich war. Hilferufe waren auch sinnlos. Wenn ich die Leute erst auf mich aufmerksam machte, würden sie womöglich noch Fragen stellen, die ich nicht beantworten wollte. Vielleicht konnte ich draußen entwischen. Aber ich schätzte die Chance gering ein, nachdem ich die Kraft des Mannes gespürt hatte. Zudem lag der »Schwarze Schwanz« nur knapp hundert Meter entfernt am Kai. Ich sah ihn, als wir die Tür erreichten: ein großer Mann mit einem langen dünnlippigen Mund, schwarzem Bart und braungebranntem Gesicht. Ich rief ihn an: »Kapitän Curtis!«

Er blickte mich kurz an und sagte zu dem Mann, der mich festhielt: »Laß ihn los, Rowley. Er gehört mir. Ich habe ihn heute nachmittag angeheuert.« Der Mann, den er Rowley genannt hatte, sah einen Augenblick aus, als wollte er es auf einen Streit ankommen lassen. Doch Kapitän Curtis trat auf ihn zu, und er ließ meinen Arm los. Er meinte: »Du solltest ihn auf dem Schiff lassen, damit er nicht in der Stadt 'rumläuft.« »Ich kann für meine Mannschaft allein sorgen«, antwortete Kapitän Curtis. »Ich brauche deinen Rat nicht.« Ozymandias hatte gesagt, über das Meer zu kommen, wäre der leichteste Teil der Reise, und er hatte recht. Die »Orion« lag bei den anderen Schiffen weiter draußen vor Anker - wir hätten sie beinahe verpaßt, denn sie sollte bei Flut auslaufen -, und Kapitän Curtis brachte uns in einem kleinen Ruderboot hin. Er ruderte uns durch den Hafen und suchte seinen Weg zu dem dunklen Schiffskörper zwischen Leinen und Bojen hindurch. Die »Orion« war ein Fischkutter von etwa hundert Tonnen, aber sie wirkte riesig, als ich an der schwingenden Strickleiter auf das Deck hinaufkletterte und meine Knöchel immer wieder am Schiffsrumpholz wundstieß. Nur ein Matrose war an Bord, ein großer Mann, der in merkwürdigem weichem Tonfall sprach und goldene Ohrringe trug. Kapitän Curtis sagte, die anderen wären geweckt, doch er sei einer von uns.

Es war wichtig, daß uns kein anderer Matrose der Mannschaft zu Gesicht bekam, denn wie hätten wir eine Überfahrt begründen können? Wir wurden in die Kabine von Kapitän Curtis gebracht. Zwei Kojen waren in der Kabine. Wir waren so müde, daß wir nicht auf den Gedanken kamen, Kapitän Curtis zu fragen, wo er denn heute nacht liegen wollte. Ich schlief sofort ein und wachte erst wieder auf, als ich über mir Füße stampfen und die Ankerkette rasseln hörte. Wir wußten, daß man durch den Wellengang seekrank werden konnte, aber als ich am nächsten Morgen aufwachte, machte mir das leichte Schaukeln der »Orion« keine Schwierigkeiten. Der Kapitän brachte uns das Frühstück: Bratkartoffeln mit Speck und Spiegeleier. Dazu gab es Becher, die mit einer heißen braunen Flüssigkeit gefüllt waren und fremdartig, aber köstlich dufteten. Henry roch an seinem Becher: »Was ist das?« »Kaffee. Er kommt von weit her und ist für Leute auf dem Land sehr teuer. Geht es euch gut?« Wir nickten. »Hier kommt keiner rein. Alle an Bord wissen, daß meine Kajütentür immer abgeschlossen ist. Aber verhaltet euch trotzdem ruhig. Es ist ja nur für einen Tag. Wenn der Wind so bleibt, sind wir vor Sonnenuntergang im Hafen.« Die Kajüte hatte ein Bullauge, und wir konnten auf die blauen Wellen, die vereinzelt weiße Kronen hatten,

hinaussehen. Wir hatten noch nie eine so große Wasserfläche gesehen, und der fremde Anblick faszinierte uns zunächst. Aber bald gewöhnten wir uns daran, und schließlich fanden wir es langweilig. Die Monotonie wurde während des Tages nur einmal unterbrochen, aber das war aufregend genug. Mitten am Nachmittag hörten wir einen neuen Ton, ein hohes

und schrilles Wimmern, das das Knarren der Taue und Holme und das Klatschen der Wellen übertönte. Es war weit entfernt und schien aus dem Meer zu kommen. Henry stand am Bullauge: »Komm her Will, schau mal!« In seiner Stimme schwang Angst. Ich legte das Stück Holz beiseite, das ich zu einem Schiff schnitzen wollte, und ging zu ihm. Das Meer lag blaugrün und leer vor mir, begrenzt durch einen hellen Silberstreifen am Horizont. Aber in dem blendenden Silber bewegte sich etwas, ein Blinken im hellen Dunst. Dann zog es von dem Silberstreifen weg in das Blaugrün hinein und nahm Kontur an. Ein Dreibeiner erschien, dann ein zweiter und ein dritter, im ganzen sechs. Ich war erschrocken und fragte verblüfft: »Können sie auf dem Wasser gehen? Sie kommen in unsere Richtung!« Sie kamen schnell voran. Ich bemerkte, daß sich ihre Beine nicht so bewegten wie auf dem Land. Sie blieben starr und formten ein gleichschenkliges Dreieck. Jeder Fuß schob eine mächtige Bugwelle von etwa drei Metern Höhe vor sich her. Sie waren viel schneller als ein Pferd im Galopp und kamen direkt auf uns zu. Ihre Geschwindigkeit schien immer größer zu werden, denn je näher sie kamen, desto höher türmten sich die Bugwellen und verschlangen schließlich den Horizont. Jeder Fuß hatte die Form eines Floßes. Sie waren auf Kollisionskurs mit der »Orion«. Wenn ein Dreibeiner in die »Orion« hineinrasen würde, sie zum Kentern brächte - hätten wir, eingesperrt in der Kajüte unter Deck, dann überhaupt eine Überlebenschance?

Als sie etwa zwanzig Meter von uns entfernt waren, schwenkte der führende Dreibeiner plötzlich scharf nach rechts und kreuzte unseren Kurs. Die anderen folgten dem Manöver. Wir hörten ein Heulen und Pfeifen wie von einem Dutzend Stürmen, dann traf uns die erste Welle. Die »Orion« tanzte wie ein Korken. Als die Kajüte plötzlich hochstieg, stürzten wir beide. Ich knallte mit dem Kopf schmerhaft gegen die Koje und wurde dann gegen das offene Bullauge geschleudert, als die »Orion« heftig schaukelte. Eine Welle schlug hoch, das Wasser flutete herein und begrub uns beide. Das Heulen wurde wieder stärker, als die Tripoden unser Schiff noch einmal umkreisten. Bevor sie endlich weiterzogen, umrundeten sie uns noch drei- oder viermal - ich konnte nicht genau mitzählen. Kapitän Curtis erzählte uns später, daß solche Zusammentreffen nicht ungewöhnlich waren, die »Orion« hatte erst kürzlich zwölf solcher Erlebnisse. Niemand wußte, warum sie es taten - vielleicht fanden sie es lustig. Es war ein Vergnügen, das bitter enden konnte: Ein paar Fischerboote waren dadurch schon gekentert. Wir wurden jedoch nur durchnäßt und durchgerüttelt. Ich glaube, mich erschreckte ihr Auftauchen mehr als das, was sie taten. Sie waren also auch Herren des Meeres. Wenn ich früher darüber nachgedacht hätte, wäre ich damals wohl schon zu dieser richtigen Annahme gekommen, aber ich hatte es nicht getan, und die Wirklichkeit bedrückte mich. Henry sagte zu dem Kapitän: »Sie klangen aber nicht wie die anderen Tripoden.« »Klangen? Ich glaube, ihr habt bisher nur den Ruf zur Weihe gehört. Nördlich vom Kanal achten sie nur auf die Weihe, das ist so ziemlich alles. Im Süden werdet ihr sie öfter sehen und auch hören. Sie geben ganz verschiedene Geräusche von sich.« Das war ein wichtiger Punkt. Ich hatte immer nur in Verbindung mit der Weihe über sie nachgedacht. Was Ozymandias mir erzählt hatte, daß sie Menschen jagten, hatte mich nicht tief berührt. Ich hatte das mehr als Phantasie abgetan. Jetzt ging das nicht mehr. Ich war bedrückt und hatte Angst.

Kapitän Curtis brachte uns genauso an Land, wie er uns auf die »Orion« gebracht hatte. Er gab uns Proviant mit, füllte meinen Beutel und schenkte Henry auch einen, bevor wir loszogen. Er gab uns auch letzte Ratschläge mit auf den Weg. »Bleibt immer versteckt und vermeidet, von Menschen angesprochen zu werden. Denkt daran, sie sprechen eine andere Sprache. Ihr würdet sie nicht verstehen und sie euch nicht. Wenn sie euch erwischen, bringen sie euch zur Weihe zu den Tripoden.« Er schaute uns an, und das Lampenlicht ließ seine gebräunte Haut neben dem schwarzen Bart wie Gold erscheinen. Sein Gesicht wirkte hart, aber nur solange man ihn nicht gut kannte.

»Es ist schon alles passiert. Junge Burschen wie ihr, auf dem Weg zu den Bergen, oder Jungen, die von jemandem wie Rowley weggelaufen sind - sie wurden gefangen und im Ausland geweiht. Sie sind alle Wanderer geworden, von der schlimmsten Sorte! Wahrscheinlich sind die Kappen auf Gedanken in der fremden Sprache eingestellt, und der eigene Verstand wird zerstört, weil man sie nicht versteht. Vielleicht geben sie auch so lange Befehle, bis man darauf reagiert, oder bis sie einen kaputt machen - und ihr versteht nicht, wie ihr reagieren sollt. Jedenfalls meidet die Menschen. Verschwindet so schnell wie möglich aus dieser Stadt. Am besten schlägt ihr einen weiten Bogen um Städte und Dörfer.« Er steuerte das Ruderboot auf den Strand zu. Zwei, drei Boote lagen im Hafen - nirgends war ein Zeichen von Leben. Aus der Ferne kamen Geräusche - jemand hämmerte, leise Stimmen sangen - doch in unserer Nähe waren nur die dunklen Bootskörper, im Mondlicht scharf konturiert, und dahinter die niedrige Linie der Hafenmauer und die Dächer der Stadt. Einer fremden Stadt in einem fremden Land, mit dessen Menschen man nicht sprechen konnte und durfte. Das Boot lief schabend auf Kiesel auf. »Also los«, flüsterte Kapitän Curtis. »Viel Glück!«

Die Kiesel knirschten unter unseren Füßen. In der Stille der Nacht wirkte es so laut, daß wir horchend stehenblieben. Nichts bewegte sich. Ich blickte mich um und sah, wie das Ruderboot hinter einem größeren verschwand, das in der

Nähe angebunden war. Wir waren allein! Ich gab Henry ein Zeichen und ging den Pfad entlang, der vor uns lag. Kapitän Curtis hatte gesagt, daß er nach links abbog und nach etwa hundert Metern auf eine Straße führte. Wenn wir ihr folgten, kämen wir aus der Stadt heraus. Noch eine Viertelstunde, und wir konnten in unserer angespannten Wachsamkeit nachlassen. Uns blieb jedoch nur noch eine Viertelminute.

Die Straße führte an der Hafenmauer entlang. Auf der anderen Seite stand eine Häuserreihe, höher und enger als in Rumney. Als Henry und ich die Straße überquerten, ging eine der Haustüren auf und ein Mann kam heraus. Offenbar sah er uns sofort und rief uns an. Wir rannten los, und er folgte uns, doch weitere Männer kamen aus der Tür gestürzt. Nach fünfzig Metern hatte er mich eingeholt und hielt mich fest.

Der Mann, der mich geschnappt hatte, war ein großer, wild aussehender Kerl, sein Atem roch widerlich. Er schüttelte mich und fragte etwas . . . Wenigstens merkte ich, daß er eine Frage stellte. Ich sah mich nach Henry um. Auch ihn hatten sie gefangen. Ich überlegte, ob Kapitän Curtis von der Unruhe und dem Lärm noch etwas mitbekommen hatte. Wahrscheinlich nicht. Und wenn, dann konnte er nichts für uns tun. Er hatte uns das deutlich genug zu verstehen gegeben.

Sie zerrten uns über die Straße. Das Haus war eine Kneipe, aber innen sah es ganz anders aus als in Rumney. Wir kamen in einen kleinen Raum, der voller Tabakrauch hing und nach Likör roch, und beides, Tabak und Likör, roch anders als drüber. An der Schmalseite war die Theke, davor standen sechs Tische mit Marmorplatten, drumherum hochlehne Stühle. Die Männer umringten uns, redeten auf uns ein - wir verstanden kein Wort - und gestikulierten lebhaft. Ich hatte das Gefühl, daß sie über irgend etwas enttäuscht waren. Im Hintergrund befand sich eine schmale Wendeltreppe, die sowohl nach oben als auch nach unten führte. Irgend jemand beobachtete uns von der obersten Treppenstufe, er schaute über die Köpfe der uns umringenden Männer hinweg. Dieser Mann war noch nicht geweiht, obwohl er schon ziemlich groß war und auch alt genug aussah. Im Gesicht trug er etwas Merkwürdiges: Streifen aus dünnem Metall ließen von den Ohren nach vorn in einem Rahmen zusammen, der zwei runde

Stückchen Glas hielt, eins vor jedem Auge. Ein Auge schien etwas größer zu sein als das andere und gab ihm einen besonderen schielenden Ausdruck. Trotz unserer gefährlichen Lage fand ich ihn komisch. Er sah so merkwürdig aus, als wäre er ein Wanderer. Aber das war natürlich unmöglich, denn er war noch nicht geweiht. Ich erkannte, daß ihn das Gestell, das er trug, so alt machte. Dahinter waren seine Gesichtszüge ziemlich schmal. Er war zwar viel größer als ich, aber er konnte durchaus erheblich jünger sein.

Ich bekam jedenfalls keine Gelegenheit mehr, weiter über ihn nachzudenken. Nachdem die Männer eine Zeitlang in ihrer fremden Sprache auf uns eingeredet hatten, faßten sie einen Entschluß. Sie zuckten die Schultern, wedelten ratlos mit den Händen vor unseren Gesichtern und schoben uns zur Treppe. Sie zerrten uns in den Keller und schubsten uns durch eine Tür. Ich bekam durch den Stoß zu viel Schwung und fiel hin. Wir hörten, wie sich hinter uns der Schlüssel im Schloß drehte. Etwa eine halbe Stunde lang hörten wir dumpfes Gemurmel über uns und das Herumgehen der Männer. Dann kam der Lärm des Aufbruchs, und durch ein vergittertes Fenster ziemlich hoch in der Wand sahen wir, wie sich die Beine der Zecher, die jetzt nach Hause gingen, gegen das Mondlicht abhoben. Niemand kam zu uns herunter. Wir hörten, wie Riegel vorgeschoben wurden, ein letztes Paar Füße - wahrscheinlich der Wirt - die Treppe hinaufsteigen, und dann blieb nur noch ein fernes, leises Knispeln. Vielleicht war es eine Ratte. Wahrscheinlich sperrte man uns hier ein, um uns bis zur Weihe festzuhalten. Ich bekam Angst, als ich mir vorstellte, daß es schon morgen soweit sein konnte. Zum erstenmal sah es so aus, als könnten wir einem einsamen Leben im Wahnsinn nicht entgehen. Nicht einmal Henry würde bei mir sein, denn die Wanderer zogen allein durch die Lande, eingehüllt in die eigenen wüsten Träume und Wahnvorstellungen. Henry sagte: »Hör mal . . .« Ich war erleichtert, als ich seine Stimme hörte. »Was?« »Das Fenster. Wenn ich dich auf meine Schultern nehmen würde . . .« Ich glaubte nicht, daß sie uns in einen Keller eingesperrt hatten, aus dem so leicht zu entkommen war, aber wir konnten es wenigstens versuchen. Henry kniete neben der Mauer nieder, und ich stieg in Strümpfen auf seine Schultern. Mein Knöchel begann wieder zu schmerzen, aber ich achtete nicht darauf. Er stand langsam auf, ich stützte mich gegen die Mauer und schob meine Hände allmählich zu den Eisenstäben hinauf. Endlich konnte ich eine, dann die zweite Stange erfassen. Ich rüttelte und drückte, umsonst. Sie waren fest im Mauerwerk verankert, oben und unten. Henry schwankte unter mir. »Es hat keinen Zweck!«

»Versuch es noch einmal. Wenn du . . .« Er schwieg plötzlich, und nun hörte ich es auch: Ein Schlüssel schabte leise im Schloß. Ich sprang von Henrys Schultern und beobachtete gespannt das schwarze Rechteck der Tür.

Langsam schwang sie auf. Zuerst schien das Licht nur durch einen kleinen Spalt, dann sah man eine Lampe, die hochgehoben wurde, und auf zwei runden Glasscheiben funkelte der helle Schein. Es war der Junge, der uns von der obersten Treppenstufe aus beobachtet hatte.

Er sagte zu meiner Überraschung in unserer Sprache: »Seid leise, ich will euch nur helfen.«

Vorsichtig schllichen wir hinter ihm die Treppe hinauf- die alten Holzstufen knarrten - und durch die Gaststube zur Tür. Er zog die Riegel ganz langsam zurück, aber sie quietschten trotzdem. Endlich war die Tür offen. Ich flüsterte: »Danke, wir . . .« Er schob den Kopf vor, das Gestell auf seiner Nase sah nun noch komischer aus als sonst, und sagte: »Ihr wollt zum Schiff? Ich kann euch helfen.« »Nicht zum Schiff! Nach Süden.« »Nach Süden?«

Landeinwärts? Nicht zum Meer?« »Ja«, sagte ich, »ins Land.« »Ich kann euch auch dabei helfen.« Er blies die Lampe aus und stellte sie hinter die Tür ins Haus. »Ich zeige euch den Weg.« Der Mond schien immer noch hell auf das Wasser, und die Maste der Boote schwangen sanft auf und ab. Aber an ein paar Stellen waren die Sterne durch Wolken verdeckt, und ein leichter Wind kam auf. Der Junge führte uns den Weg entlang, den uns Kapitän Curtis beschrieben hatte. Dann aber bog er in eine Seitengasse ab. Wir stiegen ein paar Stufen hinauf und gingen um viele Ecken und Biegungen. Die Straße war so eng, daß das Mondlicht nicht hereinschien. Wir konnten fast nichts erkennen. Wir kamen zu einer breiteren Straße, dann ging es wieder durch eine schmale Gasse, und schließlich gelangten wir in eine Straße, die sich immer mehr verbreiterte. Die Häuserseite wurde lockerer und hörte bald auf beiden Seiten auf. Wir hatten eine mondbeschiedene Wiese erreicht, auf der die Kühe wie schwarze Flecke standen. »Hier geht es nach Süden«, sagte er. Ich fragte: »Wirst du Ärger bekommen? Wissen sie, daß du uns rausgelassen hast?« Er zuckte mit den Schultern, sein Kopf wackelte: »Das macht nichts!« Er sprach es aus wie »maacht nix«. »Könnt ihr mir sagen, warum ihr ins Land gehen wollt?« Er verbesserte sich: »Landeinwärts?« Ich zögerte einen kleinen Augenblick. »Wir haben gehört, daß es im Süden einen Ort gibt, wo keine Tripoden sind und wo keine Weißen stattfinden.« »Weißen?« wiederholte er. »Tripoden?« Er berührte seinen Kopf und sagte ein Wort in seiner eigenen Sprache. »Die großen Wesen, mit den drei Beinen - sind das die Tripoden? Ein Ort, wo sie nicht hinkommen? Ist das überhaupt möglich? Jeder bekommt eine Kappe, und die Tripoden gehen überall hin.« »Aber nicht in die Berge.« Er nickte. »Im Süden gibt es Berge. Dort kann man sich verstecken. Dort wollt ihr hin? Darf ich mitkommen?« Ich sah Henry an. aber seine Zustimmung war kaum nötig. Wir wußten, daß der Junge verlässlich war, außerdem kannte er das Land und die Sprache. Es war fast zu schön, um wahr zu sein.

»Kannst du so mitkommen, wie du bist?« fragte ich ihn. »Noch einmal zurückgehen, wäre zu gefährlich.« »Ich bin schon fertig.« Er zeigte erst auf mich, dann auf Henry. »Mein Name ist - ich heiße Bien Pol.« Er sah merkwürdig feierlich aus, wie er so dastand, lang und dünn und mit dem seltsamen Metall-Glas-Ding in seinem Gesicht. Henry lachte: »Bohnenstange wäre besser!« Er sah Henry fragend an. Dann lachte er ebenfalls.

## Die Stadt der Vorfahren

Wir marschierten die ganze Nacht hindurch, zwölf bis fünfzehn Kilometer weit, bevor wir bei Tagesanbruch eine Pause einlegten, um zu essen und uns auszuruhen. Bohnenstange erzählte uns, warum die Männer in der letzten Nacht aus der Kneipe gestürzt waren, um uns zu fangen. Ein paar Burschen aus der Stadt hatten mehrere Schiffe an der Mole zerstört, und die Seeleute dachten, wir wären die Anstifter. Für uns war das Pech gewesen, aber es war noch einmal gutgegangen. Bohnenstange erzählte auch von sich selbst. Seine Eltern waren gestorben, als er noch ein Baby war. Die Kneipe gehörte seinem Onkel und Seiner Tante. Sie hatten zwar ganz gut für ihn gesorgt, aber auf eine etwas unpersönliche Art und Weise, ohne viel Liebe, oder sie zeigten sie wenigstens nicht. Ich bekam den Eindruck, daß sie ihn vielleicht sogar ein wenig fürchteten. Das ist nicht so lächerlich, wie es klingt, denn eines mußte jedem sofort klar sein: Bohnenstange hatte einen unheimlich scharfen und wachen Verstand.

Daß er zum Beispiel unsere Sprache sprach: Er hatte ein alte? Lehrbuch gefunden und sich die Sprache selbst beigebracht. Und das Gestell in seinem Gesicht. Er konnte schlecht sehen, und so begann er zu überlegen. Da die Teleskopgläser der Seeleuten halfen, über weite Entfernungen Gegenstände zu erkennen, konnten dann nicht vielleicht zwei Gläser, eins vor jedem Auge, dazu beitragen, daß auch er besser sah? Er hatte eine Weile mit verschiedenen Linsen Versuche angestellt, bis er fand, was er suchte. Er hatte auch andere Sachen ausprobiert, allerdings mit weniger Erfolg, aber man konnte sich vorstellen, wie sie funktionieren könnten. Er hatte gemerkt, daß warme Luft hochsteigt. Darauf hatte er eine Schweinsblase mit Wasserdampf gefüllt und beobachtet, daß sie zur Decke hochstieg. Dann baute er aus öligem Papier einen Ballon und band unter die Öffnung eine Feuerstelle. Er hoffte, daß der Ballon in den Himmel steigen würde, aber es passierte nichts. Auch seine nächste Idee klappte nicht. Er hatte starke Spiralfedern an zwei Stelzen gebunden - und sich im letzten Jahr ein Bein gebrochen, als er das neue Gerät ausprobieren. In der letzten Zeit waren ihm wegen der Weihe Zweifel gekommen, weil er ganz richtig annahm, daß sie seiner Erfindertätigkeit ein Ende setzen würde. Mir wurde klar, daß nicht nur Jack, Henry und ich Bedenken gegen die Weihe hatten. Wahrscheinlich ging es allen oder doch fast allen Jungen so, aber sie sprachen nicht darüber, weil man das einfach nicht tat. Bohnenstange sagte, daß seine Ballonidee einen bestimmten Grund gehabt hatte. Er stellte sich vor, er würde durch die Lüfte zu fremden Ländern schweben, vielleicht hätte er sogar eines gefunden, in dem es keine Tripoden gab. Wir interessierten ihn, weil er vermutete, daß wir von Norden, von jenseits des Meeres kamen, und er hatte gehört, daß es dort weniger Tripoden gab. Kurz nachdem wir wieder weitergezogen waren, kamen wir an eine Wegkreuzung. Nun war ich froh, daß wir ihn gefunden hatten. Ich wäre geradeaus nach Süden gegangen, aber er wählte die Straße nach Westen.

»Wegen der . . .« Was er sagte, klang wie »Schmand Bahn«. »Ich kenne euer Wort dafür nicht.« »Was ist es denn?« fragte Henry. »Das ist so schwer zu erklären! Ihr werdet es ja sehen.« Die »Schmand Bahn« begann in einer

kleineren Stadt. Wir gingen um sie herum und kamen auf einen Hügel, der auf der Südseite von Ruinen bedeckt war. Als wir hinunterblickten, sahen wir einen Weg, auf dem zwei parallele Linien zu erkennen waren, die im Sonnenschein glänzten. Sie kamen von der Stadt und verschwanden in der Ferne. Dicht bei der Stadt war ein großer freier Platz, auf dem ein halbes Dutzend Kästen zusammengebunden wurden, die wie große Schachteln auf Rädern aussahen. Wir beobachteten, wie zwölf Pferde paarweise vor die erste der großen Schachteln gespannt wurden. Ein Mann schwang sich auf das rechte der ersten beiden Pferde, ein zweiter saß auf dem vorletzten auf. Auf ein Zeichen begannen die Pferde zu ziehen, und die Schachteln begannen zu rollen. Erst langsam, dann immer schneller. Als sie eine ziemliche Geschwindigkeit erreicht hatten, sprangen die ersten acht Pferde zur Seite weg und galoppierten davon. Die restlichen vier zogen die Schachteln nun allein und kamen an unserem Beobachtungsposten vorbei. Im ganzen waren es fünf Schachteln. Die ersten beiden hatten Öffnungen in den Seiten, und wir konnten Leute darin sitzen sehen. Die anderen Schachteln waren geschlossen. Bohnenstange erklärte uns, daß man die zwölf Pferde brauchte, um die Bahn in Bewegung zu setzen. Wenn sie jedoch erst einmal rollte, dann genügten auch vier. Die »Schmand Bahn« beförderte Menschen und Waren nach Süden. Mehr als hundert Kilometer weit, wurde erzählt. Bohnenstange meinte, die Bahn könne uns einen gehörigen Fußmarsch ersparen. Das gab ich zu, fragte aber, wie wir in die Bahn hineinkommen sollten, denn sie war in voller Geschwindigkeit, als sie an uns vorbeisauste. Er hatte auch dafür eine Antwort. Obwohl das Gelände, auf dem die Gleise verlegt waren, eben aussah, gab es doch ein paar Steigungen. Bergab konnten die Kutscher die Räder der Schachteln bremsen, aber bergauf mußten die Pferde schwer ziehen, und manchmal kamen sie nur im Schrittempo oben an. Wir folgten den Schienen, die von der Stadt wegführten. Sie waren aus Eisen und lagen auf großen Holzschwellen, die durch aufgehäuften Schotter hindurch zu sehen waren. Die Oberfläche war von den Rädern blank poliert. Es war eine raffinierte Art der Fortbewegung, aber Bohnenstange war nicht zufrieden. »Dampf«, sagte er überlegen, »Dampf steigt. Aber er drückt und schiebt auch. Ihr habt doch schon gesehen, wie sich der Deckel eines Topfes durch Dampfdruck hebt? Wenn man sehr viel Dampf macht - wie in einem riesigen Topf oder Kessel - und damit die Wagen von hinten schieben würde? Nein, - es ist unmöglich!«

Wir lachten zustimmend. Henry sagte: »Das wäre ja, als ob du dich an deinen eigenen Schuhbändern hochheben würdest.« Bohnenstange schüttelte den Kopf. »Ich bin sicher, daß es eine Möglichkeit gibt.«

Eine günstige Stelle zu finden, wo wir aufspringen konnten, war leichter, als ich gedacht hatte. Die Steigung war kaum zu spüren, aber der Gipfelpunkt war durch einen hölzernen Signalmast gekennzeichnet, an dem auf beiden Seiten zwei Signalarme nach unten zeigten. Hier ging das Unterholz bis dicht an die Schienen heran und gab uns Deckung. Nach einer halben Stunde kam wieder eine Bahn, aber sie fuhr in die falsche Richtung. Ich wunderte mich, daß es nur einen einzigen Schienenstrang gab, merkte aber später, daß in regelmäßigen Abständen Ausweichstellen angelegt waren, an denen die Schienen doppelt lagen, damit zwei Bahnen aneinander vorbeifahren konnten. Endlich kam die richtige Bahn. Wir sahen die Pferde vom Galopp in den Trab zurückfallen, und schließlich zogen sie nur noch im Schrittempo. Als die Wagen mit den Leuten vorbei waren, sprangen wir auf und schwangen uns auf den letzten Wagen. Bohnenstange zeigte uns, wie. Er kletterte an der Seite hoch und legte sich platt auf das flache Dach. Henry und ich waren kaum oben, als die »Schmand Bahn« stehenblieb. Ich fürchtete schon, daß unser zusätzliches Gewicht die Bahn angehalten hätte, aber Bohnenstange schüttelte den Kopf. Er flüsterte zurück: »Sie sind oben angekommen. Die Pferde ruhen sich aus und bekommen Wasser. Dann geht es weiter.«

Nach einer Pause von fünf Minuten zogen die Pferde wieder an und wurden rasch schneller. Am Dachrand lief eine Stange entlang, und wir konnten uns festhalten. Die Bewegung der Bahn war ganz angenehm - auf jeden Fall war dies besser, als in einer Kutsche auf einer normalen Straße zu sitzen, wo man dauernd über Steine und durch Schlaglöcher holperete.

Henry und ich schauten auf die vorbeieilende Landschaft, Bohnenstange starre in die Luft. Ich nahm an, daß er noch immer der Idee nachhing, Dampfkraft statt Pferde zu verwenden. Es war eigentlich schade, daß jemand mit so vielen Ideen nicht unterscheiden konnte, was möglich und was einfach lächerlich war.

Hin und wieder hielten wir in Dörfern, Leute stiegen aus und ein, Waren wurden ab- und aufgeladen. Wir legten uns jedesmal auf den Bauch und hofften, daß niemand nach oben kommen würde.

Einmal wurde ein großer Mühlstein abgeladen, und die Packer fluchten direkt unter uns. Mir fiel ein, wieviel Schwierigkeiten mein Vater gehabt hatte, einen neuen Mühlstein nach Wherton gebracht zu bekommen.

Nicht weit vom Dorf lief ein kilometerlanger Damm entlang, und mir kam der Gedanke, daß die »Schmand Bahn« darauf verlegt sein konnte. Vielleicht war sie schon gebaut worden, ehe die Tripoden gekommen waren? Der Gedanke war aufregend, wie so viele andere in der letzten Zeit. Zweimal sahen wir einige Tripoden in der Ferne. Mir fiel ein, daß sie hier, wo sie viel zahlreicher waren als bei uns, auf den Feldern große Schäden anrichten müßten. Nicht nur auf den Feldern, sagte Bohnenstange, Tiere würden oft von den großen Metallfüßen zertreten, selbst Menschen, wenn sie nicht schnell genug wegkamen. Wie alles andere wurde auch das als selbstverständlich und natürlich hingenommen. Aber von uns nicht mehr! Nachdem wir einmal angefangen hatten, Fragen zu stellen, setzte jeder Zweifel, der uns kam, eine neue Frage frei.

Gegen Abend, als die Pferde wieder einmal getränkt wurden, sahen wir in der Ferne eine Stadt. Sie sah größer aus als die, bei der die »Schmand Bahn« begonnen hatte, und Bohnenstange meinte, das wäre vermutlich die Endstation. Hier schien die letzte gute Möglichkeit zum Abspringen zu sein, und als die Pferde auf die Schreie der Kutscher hin wieder anzogen und die Bahn schneller wurde, ließen wir uns hinunterfallen.

Wir waren fast ständig nach Südost gefahren. Die Entfernung, die wir zurückgelegt hatten, mußte zwischen fünfzig und hundert Kilometer betragen. Eher weniger als hundert, denn sonst hätten wir die Ruinen einer großen Stadt der Vorfahren sehen müssen, die auf meiner Karte als Orientierungshilfe eingezeichnet war. Wir waren der Meinung, daß wir nun genau nach Süden gehen sollten. Solange es hell war, wanderten wir weiter. Es war immer noch warm, aber ein paar Wolken zogen auf. Wir suchten nach einem Unterschlupf, konnten aber nichts finden. Schließlich gaben wir uns mit einem trockenen Straßengraben zufrieden. Glücklicherweise regnete es in der Nacht nicht. Am Morgen standen die Wolken noch immer drohend am Himmel, aber das war alles. Wir aßen etwas Brot und Käse und marschierten weiter. An einem Waldrand, der uns für alle Fälle Deckung geben konnte, stiegen wir einen Hügel hinauf. Henry war zuerst oben und blieb stehen, stocksteif! Verwundert starre er nach vorn. Ich beeilte mich, um zu sehen, was es so Aufregendes gab. Als ich ihn erreicht hatte, blieb auch ich in ehrfürchtigem Staunen stehen.

In zwei oder drei Kilometer Entfernung lagen die Ruinen der großen Stadt. Ich hatte niemals auch nur annähernd so etwas gesehen! Sie zog sich kilometerweit über Hügel und Täler hin. Der Wald war inzwischen eingedrungen, und man sah die sich bewegenden grünen Wipfel der Bäume - aber überall schimmerten die weißen und gelben Reste der Gebäude durch das Grün. Zwischen den Ruinen wuchsen die Bäume in geraden Linien. Das Ganze sah aus wie das Adergeflecht eines riesigen Ungeheuers. Wir schauten schweigend auf das fremdartige Bild, bis Bohnenstange sagte: »Mein Volk hat das erbaut!«

Henry fragte: »Was glaubt ihr, wieviele Menschen haben hier gewohnt? Tausende? Hunderttausende? Eine Million?« Ich sagte: »Wir werden einen weiten Bogen schlagen müssen. Ich kann gar kein Ende sehen!«

»Bogen schlagen?« fragte Bohnenstange. »Aber warum denn? Warum sollen wir nicht hindurchgehen?«

Ich erinnerte mich an Jack und seine Geschichte von dem Riesenschiff im Hafen der großen Stadt südlich von Winchester. Es war uns beiden nicht in den Sinn gekommen, daß er mehr hätte tun können, als nur aus der Ferne zu schauen. Niemand näherte sich jemals den großen Städten. Aber das war eine Einstellung, die von den Tripoden und den Kappen herrührte. Bohnenstanges Vorschlag war erst angsteinflößend, dann aufregend.

Henry fragte: »Glaubt ihr, daß wir da durchkommen?« »Wir können es auf jeden Fall versuchen«, antwortete Bohnenstange. »Wenn es zu schwierig wird, können wir immer noch umkehren.«

Die Bedeutung der »Adern« wurde klar, als wir näher herankamen. Die Bäume säumten die alten Straßen, sie wuchsen aus den schwarzen Steinen hervor, aus denen die Straßen gebaut waren, und reckten ihre Wipfel über die enge Schlucht hinaus, die durch die Gebäude auf beiden Seiten gebildet wurde. Im dunklen und kühlen Schatten der Bäume wanderten wir zunächst ohne ein Wort zu sprechen. Ich weiß nicht, wie es den anderen erging, aber ich mußte meinen ganzen Mut zusammennehmen, um überhaupt durch die toten Straßen zu gehen. Über unseren Köpfen zwitscherten die Vögel und betonten dadurch die Stille und die Dämmerung, durch die wir hindurchgingen. Nur langsam begannen wir unsere Umgebung genauer zu betrachten. Wir fingen auch an, wieder zu reden, zunächst im Flüsterton, dann in normaler Lautstärke.

Wir entdeckten merkwürdige Dinge. Natürlich sahen wir auch die Zeichen des Todes - den weißen Schimmer von Knochen, die einst von Fleisch verhüllt waren. Das hatten wir erwartet. Aber das erste Skelett, das wir fanden, war in einem verrosteten Viereck zusammengesunken. In der Mitte lief eine Delle in Längsrichtung, und das Ganze stand auf Metallrädern, die von einer harten schwarzen Masse umgeben waren. Wir fanden noch viele solcher Gestelle, und Bohnenstange blieb neben einem stehen und blickte hinein. »Hier sind Sitze drin. Sitze, Räder - es muß eine Art Kutsche gewesen sein.« Henry antwortete: »Unmöglich! Hier gibt es nichts, wo man ein Pferd anspannen könnte. Es sei denn, die Deichseln sind weggerostet.« »Nein«, sagte Bohnenstange. »Sie sind alle gleich gebaut.« Ich meinte: »Vielleicht waren es kleine Hütten, in denen sich die Leute ausruhten, wenn sie vom Laufen müde geworden waren.«

»Mit Rädern?« fragte Bohnenstange. »Nein, ich glaube, es waren Kutschen ohne Pferde. Bestimmt!«

»Von einem deiner großen Kessel angetrieben?« fragte Henry. Bohnenstange starre das Ding an. Dann verkündete er ganz ernsthaft: »Ja, wahrscheinlich hast du recht.« Einige Gebäude waren durch ihr Alter und durch Witterungseinflüsse zusammengebrochen, an anderen Stellen waren manchmal ganze Häuserreihen plattgedrückt, als ob sie von einem Hammer aus dem Himmel getroffen worden wären. Aber viele waren noch unbeschädigt, und wir wagten schließlich, in eines hineinzugehen. Das Haus war früher ein Geschäft gewesen, aber es muß ein ungeheuer großer Laden gewesen sein. Überall lagen Konserven herum. Einige waren noch immer in den Regalen aufgestapelt, aber die meisten lagen auf dem Boden verstreut. Ich hob eine Dose auf. Sie war mit Papier beklebt, das ein verblässendes Bild von reifen Pflaumen zeigte. Auch auf anderen Dosen waren Bilder - Obst, Gemüse, Suppenschüsseln. In den Dosen waren also Lebensmittel gewesen. Das war auch verständlich. Wo so viele Menschen lebten, ohne Land zu bebauen, mußte die Nahrung natürlich in irgendwelchen Behältern herbeigeschafft

werden. Meine Mutter weckte im Sommer auch immer Gemüse ein, damit es im Winter verbraucht werden konnte. Die Dosen waren rostig, an einigen Stellen sogar durch gerostet, und innen klebte eine vertrocknete, undefinierbare Masse. Wir fanden Tausende von Geschäften, und wir durchsuchten ziemlich viele. Was wir entdeckten, erstaunte uns. Große Stapel schon verschimmelnder Kleidung zeigten noch immer grelle Farben und fremde Muster; ganze Reihen von zerbröckelnden Kartons enthielten verrottende Schuhe. Wir fanden auch Musikinstrumente. Ein paar kannten wir, die anderen waren uns vollkommen fremd. Frauenfiguren aus einer merkwürdigen harrten Substanz trugen noch immer zerfetzte Kleiderreste.

Wir entdeckten auch ein Geschäft voller Flaschen. Bohnenstange sagte, es wäre eine Weinhandlung. Er brach einen Flaschenhals ab, und wir kosteten den Wein. Er war so sauer, daß wir unsere Gesichter verzogen. Er mußte schon vor langer Zeit zu Essig geworden sein. Wir suchten uns ein paar Gegenstände, die man brauchen konnte, und nahmen sie mit. Ein Messer, eine kleine Axt, die an der Schneide etwas angerostet war, sich aber wieder schärfen lassen würde, eine Flasche aus durchscheinendem blauen Material. Sie war sehr leicht, und man konnte in ihr viel besser Wasser transportieren als in den Behältern, die Henry von Kapitän Curtis bekommen hatte. Wir nahmen auch Kerzen und ähnliche brauchbare Dinge mit.

Das Geschäft jedoch, das mich wirklich mit Bewunderung erfüllte, war recht klein. Es lag zwischen zwei großen Läden eingeklemmt und hatte außer einer zerbrochenen Fensterscheibe auch noch ein verrostetes und verdrehtes Eisengitter vor den Fenstern.

Als ich hineinblickte, dachte ich an Aladins Höhle. Dort lagen Goldringe mit eingelegten Diamanten, Broschen, Perlenketten und Armreifen und - eine Vielzahl von Armbanduhren.

Ich suchte mir eine aus. Sie war aus Gold und hatte ein schweres goldenes Armband. Als ich meine Finger hineinsteckte, zog sich das Band auseinander und wurde so weit, daß ich es über meine Hand streifen konnte. Das Armband lag locker um mein Handgelenk. Auch ein dickeres Gelenk hätte hineingepaßt. Um der Uhr einen größeren Halt zu geben, schob ich das Armband etwas den Unterarm hinauf. Natürlich war die Uhr stehengeblieben, aber ich besaß jetzt eine Armbanduhr. Henry und Bohnenstange erkundeten die gegenüberliegende Straßenseite. Ich wollte sie zuerst herbeirufen, ließ es dann aber bleiben.

Ich wollte durchaus nicht verhindern, daß die beiden anderen auch eine Uhr bekamen, obwohl das vielleicht doch auch eine kleine Rolle spielte. Ich erinnerte mich daran, daß ich mit Henry einmal wegen einer Uhr - der meines Vaters - gekämpft hatte und daß uns Jack erst auseinander bringen mußte. Diese Gedanken waren, glaube ich, von einem leichten Gefühl der Unzufriedenheit ausgelöst worden. Meine Abneigung gegen Henry war durch unsere gemeinsamen Schwierigkeiten und Gefahren etwas in den Hintergrund gerückt worden. Als Bohnenstange zu uns stieß, hatte ich wesentlich mehr mit ihm gesprochen als mit Henry, und er hatte sich auch immer an mich gewandt. Henry wurde meist übergangen. Ich hatte das zwar schnell gemerkt, aber ich fürchte, ich war sogar ein wenig stolz darauf.

Heute jedoch, besonders seit wir in die große Stadt gekommen waren, glaubte ich eine Veränderung zu bemerken. Ich konnte es nicht genau bezeichnen, aber ich merkte, daß Henry mehr mit Bohnenstange sprach und daß Bohnenstange seine Beobachtungen nun Henry mitteilte, nicht mehr mir. Es war ein Wandel eingetreten. Vorher sprachen Bohnenstange und ich immer miteinander, und Henry blieb links liegen, nun war ich der Ausgeschlossene. So war es auch gekommen, daß ich das Geschäft mit den Schmuckstücken und den Uhren fand, während die anderen eine merkwürdige Maschine betrachteten, die auf ihrer Oberfläche vier weiße Streifen mit Buchstaben hatte. Ich besah mir die Uhr noch einmal. Nein, ich würde sie nicht herbeirufen.

Nach einiger Zeit gingen wir nicht mehr in die Geschäfte hinein. Teils, weil unsere Neugierde befriedigt war, teils, weil wir nun schon mehrere Stunden durch die Stadt liefen. Noch immer hatten wir die andere Seite nicht erreicht. Ganz im Gegenteil! Auf einer Stelle hatte die Zerstörung einen riesigen Schuttberg aufgetürmt, und wir kletterten durch die Büsche und das hohe Gras, mit denen der Hügel bewachsen war, auf die Spitze und konnten endlich auf das wogende Grün und die zerfallenden Gebäude hinabsehen.

Scheinbar endlos erstreckte sich die Stadt nach allen Seiten, wie das Meer, dessen Oberfläche von Riffen durchzogen wird. Ohne meinen Kompaß wären wir verloren gewesen, denn es war bewölkt, und die Sonne konnte uns keinen Richtungshinweis geben. Soviel wir wußten, gingen wir immer noch nach Süden. Es war kurz vor Mittag, aber wir hatten das Gefühl, daß wir uns trotzdem beeilen mußten. Wir kamen an breitere Straßen, von höheren Gebäuden gesäumt, ungeheuer weit liefen diese Straßen geradeaus. An einer Kreuzung, an der mehrere solcher Straßen zusammenliefen und einen freien Platz bildeten, weil hier keine Bäume wachsen konnten, machten wir auf einem bemoosten Stein Rast und kauten von unserem Fleisch- und Zwiebackvorrat, den uns Kapitän Curtis mitgegeben hatte. Unser Brot war längst aufgegessen.

Wir ruhten uns noch eine Weile aus, aber Bohnenstange stand bald auf und erkundete die Umgebung. Henry folgte ihm. Ich legte mich auf den Rücken und schaute in den grauen Himmel. Als sie mich riefen, rührte ich mich nicht, aber Bohnenstange rief noch einmal, und seine Stimme klang ziemlich aufgereggt. Sie schienen etwas Interessantes gefunden zu haben. Bohnenstange und Henry standen vor einem großen, an drei Seiten von verrosteten

Eisengeländern umgebenen Loch. Treppenstufen führten in die Dunkelheit hinein. Oben, gegenüber dem Eingang, stand eine große Metalltafel mit dem eingravierten Wort: METRO.

Bohnenstange sagte: »Diese Stufen sind so breit, daß mindestens zehn Leute nebeneinander hinuntergehen konnten. Wo führen sie nur hin?« Ich meinte: »Was geht es uns an? Wenn wir schon keine Pause machen, sollten wir wenigstens weitergehen.« »Wenn ich nur wüßte . . .« blieb Bohnenstange eigensinnig. »Warum bauten sie einen solchen Tunnel?« »Was soll's«, ich zuckte die Schultern. »Wir würden dort unten sowieso nichts sehen.« »Wir haben aber Kerzen!« warf Henry ein. Ich war ärgerlich. »Wir haben keine Zeit. Oder wollt ihr die Nacht auch hier zubringen?« Sie hörten nicht auf mich. Henry sagte zu Bohnenstange: »Wir können ja ein Stück hinuntergehen und nachsehen, was es dort gibt.«

Bohnenstange nickte. »Blödsinn!« rief ich. Henry antwortete: »Du brauchst nicht mitzukommen, wenn du nicht willst. Du kannst hierbleiben und dich ausruhen.« Er sagte es ganz beiläufig und suchte in seinem Beutel nach den Kerzen. Noch mußten sie die Lichter anzünden, und ich hatte als einziger Streichhölzer. Aber ich spürte, daß sie fest entschlossen waren. Es war wohl klüger nachzugeben. So sagte ich:

»Ich komme mit. Aber ich glaube, es ist sinnlos.«

Die Stufen führten zunächst in eine Höhle, die wir, soweit es unser schwaches Kerzenlicht erlaubte, untersuchten. Hier unten waren die Gegenstände den Witterungseinflüssen weniger ausgesetzt und daher viel besser erhalten, als in der Welt über uns. Merkwürdige Maschinen mit wenigen Rostflecken, sonst aber unbeschädigt, standen herum. Ein kleines Häuschen hatte noch heile Fensterscheiben. Von dieser Höhle zweigten noch andere Tunnel ab, einige führten nach oben wie der, durch den wir gekommen waren, andere gingen noch weiter hinab. Bohnenstange wollte unbedingt einen davon untersuchen und bekam seinen Willen. Die Stufen führten sehr tief hinunter, und unten zweigte ein weiterer Tunnel nach rechts. Mein geringes Interesse war völlig erloschen. Ich wollte nur wieder an die Oberfläche, ans Tageslicht. Aber ich wollte es nicht vorschlagen. Ich merkte an Henrys knappen Antworten auf Bohnenstanges Bemerkungen, daß er im Grunde auch nicht mehr weitergehen wollte. Wenigstens hatte ich diese Genugtuung. Bohnenstange führte uns den schmalen gewundenen Tunnel entlang, der an einem schweren Eisengitter endete. Es quietschte, als er es zur Seite drückte. Wir folgten ihm durch das Tor und starnten angestrengt nach vorn, was nun kommen würde. Es war wieder ein Tunnel, aber wesentlich größer als die anderen. Wir standen auf einer waagerechten steinernen Plattform, und über unseren Köpfen zog sich der Tunnel zu einem Gewölbe zusammen. Aber unser Kerzenschein konnte es nicht ganz ausleuchten. Uns erstaunte das Ding, das dort stand. Zuerst glaubte ich, es sei ein Haus, ein langes schmales Haus aus Metall und Glas. Ich überlegte, wer wohl hier unten, tief unter der Erde, gewohnt haben möchte. Dann merkte ich, daß es in einem Graben stand, der neben unserer Plattform entlanglief. Und es war auf Rädern, die wieder auf einer langen Metallschiene ruhten. Es war also eine Art »Schmand Bahn«.

Aber wohin konnte man fahren? Konnte dieser Tunnel Hunderte von Kilometern lang sein, wie die Geleise der »Schmand Bahn«? Und unterirdisch? Vielleicht führte er zu einer unterirdischen Stadt, vielleicht waren die Wunder dort noch größer als die, die wir über uns gesehen hatten? Aber wie fuhr das Ding? Wir gingen an der Plattform entlang und sahen, daß ein Wagen an den anderen gekoppelt war. Wir zählten: vier, fünf, sechs. Kurz vor dem letzten Wagen lag die Öffnung eines kleinen Tunnels, die Geleise liefen hinein und verschwanden. Der letzte Wagen hatte auch Fenster, die nach vorn schauten. Innen sahen wir einen Sitz, Hebel und Instrumente. Ich sagte: »Hier kann man nirgends Pferde anspannen. Wer würde auch Pferde unter der Erde arbeiten lassen?« Henry meinte zu Bohnenstange: »Sie müssen deinen Dampfkessel benutzt haben.« Bohnenstange schaute aufgeregt auf die fremden Instrumente:

»Oder noch etwas Besseres!« sagte er. Auf dem Rückweg blickten wir in die Wagen. Teile der Seiten waren offen, und man konnte hineingehen. An den Seiten waren Sitze angebracht, aber es lagen eine Menge Dinge herum, unter anderem ganze Stapel von Konserven, wie wir sie schon in den Geschäften gefunden hatten. Aber hier unten waren sie nicht verrostet, denn die Luft war kühl und trocken. Andere

Dinge konnten wir nicht verstehen. Zum Beispiel ein Gestell mit hölzernen Stäben, die in Metallzylindern endeten. Sie waren von einem kleinen eisernen Halbkreis umspannt, und in der Mitte hatten sie einen Eisenfinger, den man zur Seite drücken konnte. »Sie haben also Menschen und Waren befördert«, sagte Bohnenstange, »denn hier sind ja Sitze.« Henry rief: »Was ist denn das?« Es war eine Holzkiste, angefüllt mit Metalleiern, die so groß wie Gänseie waren. Er nahm eines heraus und zeigte es Bohnenstange.

Es war aus Eisen. In die Oberfläche waren lauter kleine Quadrate eingekerbt, und an einem Ende hatte es einen Ring. Henry zog daran, und der Ring ging ab. Bohnenstange fragte: »Darf ich mal sehen?« Henry reichte ihm das Ei, tat es aber so ungeschickt, daß es zu Boden fiel und wegrollte, bevor Bohnenstange es fassen konnte. Es rollte über den Rand der Plattform und fiel in den Graben. Henry wollte hinterher, aber Bohnenstange hielt ihn zurück. »Laß sein, da sind noch so viele!« Er bückte sich zur Kiste, als es geschah. Unter unseren Füßen gab es einen ungeheuren Knall, und der Wagen wurde von einer riesigen Gewalt erschüttert. Ich mußte mich an einem Haltestab festklammern, um nicht zu Boden geworfen zu werden. Echos des

Knalls dröhnten durch den Tunnel wie Hammerschläge. Henry fragte tonlos: »Was war denn das?« Aber er brauchte eigentlich keine Erklärung. Bohnenstange hatte seine Kerze fallenlassen, und sie war erloschen. Er hielt sie an Henrys Kerze, um sie wieder anzuzünden. Ich sagte:

»Wenn es nicht unter den Wagen gerollt wäre . . .« Es war nicht nötig, die Einzelheiten auszumalen. Bohnenstange meinte: »Die Eier sind wie Feuerwerk, nur viel, viel gefährlicher. Was haben unsere Vorfahren nur mit den Dingern gemacht?« Er hob ein anderes Ei auf. Henry warnte: »Ich würde nicht damit herumspielen!« Ich fand das auch, sagte aber nichts. Bohnenstange reichte Henry seine Kerze, damit er das Ei genauer betrachten konnte. Henry rief: »Wenn es explodiert!« »Sie sind vorher auch nicht explodiert«, sagte Bohnenstange. »Man hat sie ja hergebracht. Ich glaube nicht, daß es schadet, wenn man sie anfaßt. Der Ring . . .« Er steckte einen Finger hinein. »Du hast den Ring herausgezogen, es fiel runter und dann, ein wenig später . . .« Bevor ich verstand, was er tat, hatte er den Ring abgezogen.

Wir schrien beide auf, aber er achtete nicht auf uns, ging zur Tür und warf das Ei unter den Wagen.

Diesmal zerbarst das Glas bei der Explosion und fiel klirrend zu Boden. Die Druckwelle blies meine Kerze aus. Ich sagte ärgerlich: »Das war aber leichtsinnig!« »Der Boden schützt uns«, antwortete Bohnenstange. »Ich glaube nicht, daß die Gefahr allzu groß ist.« »Wir hätten von herumschwirrenden Glassplittern getroffen werden können!« »Das glaube ich nicht.« Eigentlich hätte ich es schon lange wissen müssen. Bohnenstange war nur vernünftig, solange seine Neugierde nicht gereizt war.

War sein Interesse erst geweckt, achtete er nicht mehr auf mögliche Gefahren. Henry sagte: »Ich würde es trotzdem nicht noch einmal versuchen!« Offensichtlich hatte er gegen das Experiment die gleichen Bedenken wie ich. Bohnenstange antwortete: »Das ist auch nicht nötig. Ich weiß jetzt, wie es funktioniert. Nachdem ich den Ring abgezogen hatte, habe ich bis sieben gezählt.« Ich war froh, daß ich wieder zur Mehrheit gehörte, auch wenn Henry mir dazu verhalf. »Gut, du weißt jetzt, wie es geht. Und was willst du damit?« Bohnenstange antwortete nicht. In einem Geschäft hatte er eine Tasche gefunden. Das Leder war schon grün und schimmrig, aber er hatte sie ziemlich gut gesäubert und nahm nun einige Metalleier aus der Kiste und steckte sie in die Tasche. Ich fragte: »Du willst die Dinger doch nicht etwa mitnehmen?«

Er nickte: »Doch, vielleicht können wir sie noch gebrauchen.« »Wozu?« »Ich weiß noch nicht. Aber zu irgend etwas.« Ich sagte einfach: »Das geht nicht! Das ist auch viel zu gefährlich.« »Solange der Ring nicht abgezogen ist, passiert nichts.« Er hatte schon vier dieser Dinger in seine Tasche gesteckt. Hilfesuchend sah ich Henry an. Aber er meinte: »Vielleicht können wir sie wirklich mal gebrauchen.« Er hob eines hoch und wog es in der Hand. »Sie sind ziemlich schwer. Aber ich werde trotzdem zwei mitnehmen.«

Ich wußte nicht, ob er es nur sagte, um mich zu ärgern, oder ob er es wirklich ernst meinte. Es spielt auch keine Rolle, dachte ich bitter. Ich war wieder in der Minderheit. Wir suchten uns durch das Tunnelgewirr den Rückweg, und ich war richtig froh, als ich endlich den Himmel wiedersah, auch wenn er nun von einem dunklen Grau war und voller drohender Wolken hing.

Nach kurzer Zeit wurde unser Weg durch einen Fluß gesperrt. Das Wasser war sehr sauber und strömte schnell zwischen hohen Uferbefestigungen dahin. Früher hatte es viele große Brücken gegeben, doch hier waren alle teilweise oder gänzlich zerstört. Die Brücke direkt vor uns konnte man nur noch an den Pfeilerstümpfen erkennen, um die das Wasser schäumend herausschoß. Wir hatten nur zwei Möglichkeiten und wählten den Weg am Ufer entlang nach Osten.

Vier Brücken waren unpassierbar, dann gabelte sich der Fluß. Ich war der Ansicht, daß wir nun statt einer zwei Brücken suchen mußten, wenn wir weiter nach Osten gingen. Das würde unsere Schwierigkeiten verdoppeln, und ich schlug vor, umzukehren und es in der anderen Richtung zu versuchen. Aber Henry wollte nicht umkehren, und Bohnenstange unterstützte ihn. Mir blieb nichts anderes übrig, als murrend mitzutrotten. Meine Verstimmung besserte sich auch dann nicht, als wir die nächste Brücke so weit intakt fanden, daß man hinübergehen konnte. Allerdings war das Geländer auf der einen Seite völlig zerstört, und in der Mitte der Brücke war ein großes ausgezacktes Loch, an dem wir vorsichtig vorbeibalancieren mußten.

Auf der anderen Seite standen verhältnismäßig wenig Bäume und nur ein paar große Gebäude. Dann erreichten wir einen großen Platz und blickten auf ein Bauwerk, das selbst in Ruinen noch so großartig aussah, daß es uns fesselte. Zwei Türme hatten einmal davor gestanden, einer war zur Seite hin umgefallen. An diesen Türmen und an der ganzen Fassade waren Steinornamente angebracht, und von den Dächern und Winkeln streckten sich steinerne Figuren von wilden Tieren in die stille Luft. Ich vermutete, daß es ein Dom gewesen sein mußte. Das Gebäude sah viel größer aus als die Kirche in Winchester. Ich hatte immer geglaubt, sie wäre das größte Bauwerk der Welt. Die riesige, verfaulende Holztür war offen und hing schief in den Angeln. Ein Teil des Kirchenschiffes war eingefallen, und man konnte an den Säulen und Strebebögen vorbei in den Himmel sehen. Wir gingen nicht hinein, ich glaube, keiner von uns wollte die Ruhe der Ruine stören.

Als nächstes merkten wir, daß wir nicht den Fluß überquert hatten, sondern nur auf eine Insel gegangen waren. Wir mußten wieder über die Brücke zurück. Henry war ziemlich enttäuscht, aber er tat mir nicht leid. Ich war allerdings

so müde, daß ich mich auch nicht darüber freute. Genau in diesem Augenblick fragte Bohnenstange: »Was hast du denn am Arm?« Die Uhr war, ohne daß ich es gemerkt hatte, wieder zum Handgelenk hinuntergerutscht. Ich mußte sie ihnen zeigen. Henry war neidisch, aber er sagte nichts. Bohnenstange zeigte mehr Interesse. Er meinte: »Natürlich habe ich auch schon Uhren gesehen, aber so eine noch nicht. Wie setzt man sie denn in Gang?« »Man dreht den Knopf an der Seite«, antwortete ich. »Aber ich habe es gar nicht erst versucht, sie muß ja unheimlich alt sein.« »Aber sie läuft!« Ungläubig schaute ich selbst nach. Über dem Stunden- und Minutenzeiger bewegte sich ein dritter schmaler Pfeil und drehte sich rasch über das Zifferblatt. Ich hielt die Uhr an mein Ohr: Sie tickte! Erst jetzt bemerkte ich ein Wort auf dem Zifferblatt: AUTOMATIQUE. Es war wie ein Zauber! Das gab es doch nicht! Es war ein neues Wunder der Vorfahren! Wir starnten alle auf die Uhr. Bohnenstange sagte: »Diese Bäume - einige müssen über hundert Jahre alt sein. Und die Uhr funktioniert nach so langer Zeit. Was müssen das für Künstler gewesen sein!«

Endlich, etwa eineinhalb Kilometer stromaufwärts, kamen wir über den Fluß. Noch immer war kein Ende der Stadt abzusehen. Ihre ungeheure Größe, die zuerst Verwunderung erregt, dann Neugierde geweckt hatte, wurde nun ermüdend. Wir kamen noch an vielen Geschäften vorbei. Eines war sogar noch größer als der Dom. Eine Seite war eingestürzt, und wir konnten hineinsehen. In langen Reihen stand ein Geschäft neben dem anderen. In mehreren Etagen zogen sich die Läden bis unter das Dach. Aber keiner von uns hatte Lust, sich drinnen umzusehen. Wir fanden auch noch andere Tunnels mit dem Wort METRO über dem Eingang. Bohnenstange schloß daraus, daß hier die Leute die Untergrundbahn bestiegen oder verließen. Ich glaube, er hatte recht.

Wir trotteten weiter. Der Tag ging zu Ende, und wir waren todmüde. Wir aßen unser kärgliches Abendbrot, denn unsere Lebensmittel waren fast verbraucht, und wir konnten nirgends neue bekommen. Inzwischen war uns klar geworden, daß wir die Nacht in der Stadt verbringen mußten. Wir hatten keine Lust, in einem der Gebäude zu schlafen. Doch ein fernes Heulen zwang uns zu diesem Entschluß. Wenn es hier wilde Hunde gab, war es für uns sicherer, wenn wir von der Straße herunterkamen. Zwar griffen sie normalerweise Menschen nicht an, oder nur dann, wenn sie hungrig waren, aber wir konnten ja nicht erraten, wie es in ihren Mägen aussah. Wir suchten uns ein gut erhaltenes Haus und stiegen in den ersten Stock, stampften jedoch zuerst fest auf die Treppe, um zu sehen, ob sie unser Gewicht noch aushielten. Große Staubwolken, die uns zum Husten zwangen, stiegen auf, sonst passierte nichts. Wir fanden ein Zimmer, das noch Fensterscheiben in den Rahmen hatte. Die Vorhänge und Polster waren verblichen und von Motten zerfressen, aber es war alles noch recht bequem. Ich entdeckte einen großen, mit Rosen bemalten Tonkrug mit einem schweren Deckel. Als ich den Deckel hochhob, fand ich in dem Krug einen Haufen zusammengeschrumpelter Rosenblüten.

Der aufsteigende Duft war ein Gruß aus längst vergangenen Sommern.

Im Zimmer stand ein Klavier. Es war größer und anders geformt als alle, die ich je gesehen hatte. Auf dem Klavier stand ein gerahmtes Bild, das in Schwarzweiß eine Frau zeigte. Vielleicht hatte sie einst hier gelebt. Sie war sehr schön, auch wenn sie das Haar anders trug als die Frauen heute. Sie hatte große dunkle Augen und einen sanft lächelnden Mund. Als ich in der Nacht aufwachte, war der Rosenduft noch immer im Zimmer, und das Mondlicht schien auf das Klavier. Ich glaubte, sie am Klavier sitzen zu sehen, ihre schmalen weißen Hände bewegten sich über die Tasten - ich meinte sogar, Geistermusik zu hören. Natürlich war das Unsinn, und als ich wieder einschlief, träumte ich nicht von ihr, sondern ich war wieder in meinem Heimatdorf und saß mit Jack im Schuppen. Noch kümmerte ich mich nicht um die Weihe und die Tripoden und konnte mir nicht vorstellen, jemals weiter als von Wherton nach Winchester zu reisen, und auch das nur einmal im Jahr.

Der Mondschein täuschte. Am Morgen war der Himmel nicht nur wieder von Wolken bedeckt, die sich im endlosen Grau jagten, sondern eine wahre Sintflut von Regen prasselte herab. Auch wenn wir möglichst schnell aus der Stadt herauskommen wollten, bei diesem Regen hatten wir keine Lust aufzubrechen. Zu essen hatten wir nur noch ein großes Stück Käse, ein bißchen getrocknetes Rindfleisch und ein paar Schiffszwiebacke. Wir teilten uns den Käse, hoben den Rest für eine spätere Mahlzeit auf, danach würden wir hungrig müssen.

Henry fand ein Schachspiel und spielte mit Bohnenstange zwei Partien. Bohnenstange gewann mit Leichtigkeit. Daraufhin forderte ich ihn heraus, wurde aber auch geschlagen. Zum Schluß spielte ich gegen Henry. Ich dachte, ich würde gewinnen, weil ich nach meiner Meinung gegen Bohnenstange besser gespielt hatte als er. Aber ich verlor in zwanzig Zügen. Danach hatte ich von allem die Nase voll: vom Spiel, vom Wetter und von dem erzwungenen Aufenthalt. Außerdem hatte ich schon wieder Hunger. Ich stand auf und ging zum Fenster. Es klarte langsam auf, und an einigen Stellen wischte das langweilige Grau einem helleren Gelb. Ich war richtig froh. Nach einer Viertelstunde hörte es auf zu regnen, und wir konnten losgehen. Die Straßen, durch die wir kamen, waren zuerst glänzend schwarz, und das Wasser bildete Pfützen. An einigen Stellen, an denen die Bäume die Oberfläche durchbrochen hatten, lag schmieriger Matsch. Von den Zweigen tropfte es unaufhörlich, und es war, als gingen wir in Zeitlupe durch einen leichten Regen. Wir wurden auch entsprechend naß. Als sich die Wolken hoben, drang immer mehr Licht zu uns durch, die Vögel schienen ein zweites Mal zu erwachen und erfüllten die Luft mit ihrem Gezwitscher und Gesang. Die Tropfen fielen immer spärlicher, und an offenen Stellen, wo die Bäume nicht wachsen konnten, lagen helle,

heiße Sonnenstreifen. Bohnenstange und Henry wurden immer aufgeräumter. Meine Stimmung stieg nicht in der gleichen Weise. Ich war müde und mich fröstelte, mein Kopf war dumpf und schwer. Ich fürchtete, daß ich mich erkältet hatte. Die Bäume wurden dichter, die Häuser standen allmählich lockerer, und wir aßen den Rest unseres Vorrats. Vor uns sahen wir große Steinquader. Einige standen aufrecht, andere waren schief oder ganz umgefallen und verloren sich im

Dunkel des Waldes. Auf dem ersten Stein waren Worte eingemeißelt:

Ci-git

Marianne Louise Vaudricourt 13 ans

decedee 15 Fevrier 1966

Bohnenstange erklärte uns, daß die ersten beiden Worte »Hier ruht« bedeuteten, »ans« war »Jahre«, und »decedee« hieß »ge-storben«!

Sie war in meinem Alter gestorben und zu einer Zeit hier begraben worden, als in der Stadt das Leben noch pulsierte. Es lagen sehr viele Menschen hier. Der Wald, mit den Grabsteinen verziert, erstreckte sich über ein Gebiet, in das mein Heimatdorf ein paarmal hineingepaßt hätte. Es war schon spät am Nachmittag, als wir endlich den südlichen Stadtrand erreichten. Der Übergang war plötzlich. Wir kämpften uns durch einen etwa hundert Meter tiefen Wald, nur wenige Gebäude standen darin, und kamen an einem Getreidefeld heraus. Die hellgrünen Ähren wiegten sich sanft im hellen Sonnenschein. Wir waren ziemlich erleichtert, daß wir erneut in offenem Gelände und auf bebautem Land waren. Gleichzeitig merkten wir, daß wir nun wieder sehr vorsichtig sein mußten. Ein paar Felder weiter weg wurde gepflügt, und in der Ferne stampften zwei Dreibeiner über den Horizont.

Als wir weiter nach Süden marschierten, bezog sich der Himmel erneut mit Wolken. Wir fanden einen Acker mit Frühkartoffeln, hatten aber kein trockenes Holz, um Feuer zu machen. Bohnenstange und Henry aßen die Kartoffeln roh, aber ich konnte es nicht. Ich hatte sowieso keinen Hunger, und mein Kopf schmerzte.

In der Nacht schliefen wir in einer alten Ruine, die weit von anderen Häusern entfernt war. An einer Ecke war das Dach heruntergebrochen, auf der anderen Seite wurde es noch von einem Pfeiler gestützt. Das Dach war wellig und aus einem grauen Material, das wie Stein aussah, aber wesentlich leichter war. In der Nacht schlief ich unruhig, Alpträume schreckten mich immer wieder hoch. Am Morgen war ich erschöpfter als am Abend zuvor. Ich habe wohl auch schlecht ausgesehen, denn Henry fragte mich, ob ich krank wäre. Ich fuhr ihn böse an, er zuckte mit den Schultern, wandte sich ab und kümmerte sich nicht mehr um mich. Bohnenstange sagte überhaupt nichts. Ich glaube, er hatte gar nichts bemerkt. Ihn interessierten Menschen viel weniger als seine Ideen.

Für mich wurde es ein schlimmer Tag. Je mehr Stunden vergingen, desto schlechter fühlte ich mich. Aber ich nahm mir fest vor, mir nichts anmerken zu lassen. Weil es so aussah, als verständen sich die beiden anderen besser als ich mit jedem von ihnen, wollte ich kein Mitleid. Aber als keiner der beiden weiterfragte, nachdem ich Henry hatte abblitzen lassen, war ich sauer. Ich fühlte eine gequälte Zufriedenheit, weil es mir schlecht ging und ich es nicht zugab. Ich benahm mich kindisch! Jedenfalls machte es keinen Eindruck auf die andern, daß ich nichts aß, denn wir hatten ja alle nicht viel. Ich kümmerte mich nicht darum, aber Bohnenstange und Henry fanden nichts zu essen, obwohl sie danach suchten.

Wir hatten inzwischen den breiten Fluß erreicht, der nach Südosten strömte und dem wir nach der Karte folgen sollten. Eine halbe Stunde lang bemühte sich Henry vergeblich, ein paar Forellen zu fangen, die unbeweglich dicht am Ufer standen. Ich legte mich benommen ins Gras und blickte in den Himmel. Für jede Pause war ich dankbar. Gegen Abend, nachdem wir an endlosen Weizen- und Roggenfeldern vorbeimarschiert waren, kamen wir an eine Obstplantage. Kirschen-, Pflaumen- und Apfelpäume standen in langen Reihen. Die Äpfel waren noch unreif, doch aus der Ferne leuchteten gelbe und blaue Pflaumen und rote und schwarze Kirschen aus dem dunkelgrünen Laub. Daß der Bauernhof unmittelbar bei der Plantage stand, war einigermaßen ungünstig. Von dort mußte man jede Bewegung zwischen den geraden Reihen der Bäume sofort erkennen. Bei Anbruch der Dunkelheit würde das natürlich anders sein. Bohnenstange und Henry konnten sich nicht darüber einigen, was wir tun sollten. Henry wollte hierbleiben und solange warten, bis wir am Abend an das Obst herankonnten, denn so hätten wir wenigstens die Hoffnung, daß wir etwas zu essen bekämen. Bohnenstange wollte weitergehen und hoffte, daß wir in den wenigen Stunden des Tages vielleicht noch etwas besseres fänden.

Selbst über diese Meinungsverschiedenheit konnte ich mich nicht mehr freuen - ich fühlte mich zu krank und war schon so teilnahmslos, daß ich mich überhaupt nicht dafür interessierte. Weil ich unbedingt eine längere Pause brauchte, unterstützte ich Henry.

Bohnenstange gab gutmütig nach, wir legten uns auf die Erde und warteten, daß die Zeit verging.

Als sie mich anstießen, um weiterzugehen, reagierte ich überhaupt nicht, so sehr war ich in Lethargie und Mattigkeit versunken. Schließlich ließen sie mich liegen und zogen allein los. Ich hatte keine Vorstellung, wieviel Zeit vergangen war, als sie zurückkehrten und mich anstießen und mich aufrütteln wollten. Sie gaben mir Obst und sogar ein bißchen Käse, den Bohnenstange aus der Molkerei, die dem Bauernhaus angeschlossen war, gestohlen hatte. Ich konnte nichts essen, ich war zu schwach, um es auch nur zu versuchen. Zum ersten Mal merkten sie, daß mir

wirklich etwas fehlte und daß ich nicht nur schmollte. Sie flüsterten miteinander, dann hoben sie mich hoch, stellten mich auf die Füße und schleiften mich weg.

Ich merkte später, daß am anderen Ende des Obstgartens ein alter Schuppen stand, der offenbar nicht benutzt wurde. Sie hielten es für besser, mich dorthin zu bringen, zumal es wieder nach Regen aussah.

Ich wußte nur, daß ich vorwärts stolperte und weitergezogen wurde, bis ich mich endlich auf einen festgestampften Lehmboden fallenlassen durfte. In der Nacht schliefl ich unruhig. Starke Schweißausbrüche wiederholten sich immer wieder, wilde Träume quälten mich, und aus dem letzten fuhr ich endlich laut schreiend auf. Als nächstes bekam ich das Knurren eines Hundes einigermaßen deutlich mit, dann wurde die Tür des Schuppens aufgerissen, und ein heißer Sonnenstrahl fiel auf mein Gesicht. Gegen das Licht erkannte ich die dunklen Umrisse eines Mannes in Gamaschen. Es folgte eine weitere Unruhe, laute Stimme redeten in einer fremden Sprache. Ich versuchte mühsam auf die Beine zu kommen, fiel aber erschöpft wieder zurück.

Als nächstes merkte ich, daß ich auf kühlen weißen Laken in einem weichen Bett lag, und ein ernstes, dunkelhäutiges Mädchen mit einem blauen, turbanähnlichem Kopfschmuck beugte sich über mich. Über die fremde Umgebung verwundert, schaute ich mich um. Die hohe weiße Decke war mit Stuckarbeiten verziert, die Wände mit dunklem Holz ausgeschlagen, und um mein Bett herum hingen purpurne Samtvorhänge. Solchen Luxus hatte ich noch nicht erlebt.

## Das Schloß mit dem roten Turm

Am Morgen nach meinem Zusammenbruch hatten Henry und Bohnenstange gemerkt, daß ich nicht weiterlaufen konnte. Sie hätten mich natürlich zurücklassen und allein weitergehen können. Da sie das nicht tun wollten, hatten sie nur zwei Möglichkeiten. Entweder mußten sie mich weiter vom Bauernhof wegschleppen, oder sie blieben in der Hütte und hofften, daß wir nicht bemerkt würden. Das erste schied schnell aus, weil es in der Nähe keinen weiteren Unterschlupf gab. Zudem schien die Hütte wirklich nicht benutzt zu werden. Sie beschlossen zu bleiben. Früh am Morgen schllichen sie sich weg und holten Pfauen und Kirschen, dann kamen sie zurück und aßen sie in der Hütte. Die Männer mit ihrem Hund erschienen eine oder zwei Stunden später. Bohnenstange und Henry bekamen nie heraus, was die Männer zu uns geführt hatte. Es konnte reiner Zufall sein, vielleicht hatte man sie auch im Obstgarten gesehen und beobachtet, wie sie zur Hütte zurückgingen, oder Bohnenstange hatte in der Molkerei Spuren hinterlassen, und man suchte vorsichtshalber alle Gebäude ab, zumal der Käse fehlte. Jedenfalls standen die Männer plötzlich mit dem Hund in der Tür. Es war eine häßliche Bestie, fast so groß wie ein kleiner Esel, und er fletschte die Zähne. Ihnen blieb nichts anderes übrig, als sich zu ergeben.

Für solch einen Notfall hatte Bohnenstange mit uns einen Plan besprochen, der die Schwierigkeiten überspielen sollte, die sich ergeben würden, weil wir die Sprache nicht beherrschten. Er wollte uns als seine beiden taubstummen Vettern ausgeben. Wir durften dann nicht sprechen und mußten so tun, als könnten wir auch nichts hören.

Inzwischen war einiges geschehen. Soweit es mich anging, war es sehr einfach, denn ich war bewußtlos. Bohnenstange hoffte, daß uns diese Tatsache nützen konnte. Man würde uns wohl gefangennehmen, aber vielleicht nicht gleich einen Verdacht schöpfen. Außerdem würde man uns sicher nicht so genau bewachen. Das würde uns eine bessere Chance geben, bei guter Gelegenheit zu entkommen.

Ich weiß nicht, ob es geklappt hätte - ich war jedenfalls nicht in der Lage wegzulaufen -, aber die Dinge entwickelten sich völlig anders, als wir vorhergesehen hatten. Gerade an diesem Morgen machte die Gräfin de la Tour Rouge mit ihrem Gefolge einen Besichtigungsgang durch die Gegend, und dabei besuchte sie auch den Bauernhof.

Die Krankenpflege und die Verteilung von Geschenken war ein Vorrecht der Damen der adeligen Gesellschaft. Als Lady Mary, die Frau Sir Geoffreys, noch lebte, tat sie dasselbe in unserer Gegend bei Wherton. Eine meiner frühesten Erinnerungen ist, daß ich von ihr einen großen roten Apfel und ein kleines Schwein aus Zuckermasse geschenkt bekam. Zum Dank mußte ich eine Hand grüßend an die Mütze legen. Bei der Gräfin - ich sollte es aus eigener Erfahrung erleben - war Großzügigkeit und Fürsorge für andere mehr als nur Erfüllung einer Pflicht. Sie entsprang ihrem gütigen Charakter. Sie war ein sehr freundlicher und sanfter Mensch, und jedes Leid, ob von Tier oder

Mensch, empfand sie als eigenen Schmerz. Vor Monaten hatte sich die Bäuerin beide Beine verbrüht, doch jetzt ging es ihr wieder gut. Aber die Gräfin wollte sich selbst davon überzeugen. Auf dem Bauernhof hörte sie von den drei Jungen, die man in ihrem Versteck aufgestöbert hatte. Zwei davon seien taubstumm, und einer davon läge zudem noch in hohem Fieber. Die Gräfin übernahm sofort unsere Pflege.

Ihr Gefolge war ziemlich groß. Neun oder zehn ihrer Damen begleiteten sie, und drei Ritter waren auch mitgeritten. Außerdem waren noch Knappen und Stallburschen dabei. Bohnenstange und Henry wurden vor zwei Knappen auf die Pferde gesetzt, mich hob man in den Sattel eines der Ritter und band mich mit einem Gürtel fest, damit ich nicht

runterfallen konnte. Ich kann mich an diesen Ritt nicht mehr erinnern, aber das macht wohl nichts. Das Schloß lag mehr als zehn Kilometer entfernt, und die ganze Zeit ging es über schwieriges Gelände. Das Gesicht, das sich über mich beugte, als ich aufwachte, gehörte der Tochter der Gräfin, Eloise!

Das Schloß de la Tour Rouge stand auf einem Berg und überblickte den Zusammenfluß zweier Flüsse. Es war zwar schon ziemlich alt, aber ein Flügel des Schlosses war repariert worden, ein anderer nach und nach hinzugebaut. Ich vermutete, daß der Turm neu war, denn er war aus einem fremden roten Stein, der ganz anders war als das sonst verwendete Baumaterial. Im Turm befanden sich die Prunkzimmer und die Räume der Familie. Dort wurde ich ins Bett gelegt.

Zum Fluß und der Ebene hin stand der Turm frei, an der Seite und nach hinten schlossen sich mehrere Gebäude an. Dort waren die Küchen, die Vorratskammern, Dienerzimmer, Hundezwinger, Ställe, eine Schmiede - kurz, all die Räume und Einrichtungen, die für das tägliche Leben nötig waren. Die Wohnräume der Ritter lagen in sauberen, nett eingerichteten Häusern. Im Augenblick wohnten nur drei unverheiratete Ritter darin. Die anderen hatten in einiger Entfernung vom Schloß ihre eigenen Häuser. Ein Teil der Ritterwohnungen war deshalb auch den Knappen überlassen worden. Meistens waren sie Söhne von Rittern und wurden hier zur Ritterschaft ausgebildet. Auf Befehl der Gräfin wurden Bohnenstange und Henry in die Schar der Knappen eingereiht. Sie merkten schnell, daß keine unmittelbare Gefahr bestand und wir nicht sofort geweiht würden, und beschlossen abzuwarten und zu sehen, was geschehen würde. Ich mußte zunächst die Unruhe der Krankheit und des Fieberdeliriums überstehen. Man erzählte mir später, daß ich vier Tage lang im Fieber gelegen hätte. Ich bemerkte wohl fremde Gesichter, besonders das mit den dunklen Augen unter dem Turban, aber alles war undeutlich und verschwommen. Allmählich wurde mein Schlaf ruhiger, und die Welt, in die ich immer wieder neu erwachte, wurde weniger unzusammenhängend und war nicht mehr so verzerrt. Endlich wachte ich auf und fühlte mich wieder wohl, wenn auch noch ein wenig schwach. Die Gräfin saß an meinem Bett, Eloise stand etwas abseits. Die Gräfin lächelte und sagte: »Na, geht es dir wieder besser?« Ich mußte doch irgend etwas beachten - natürlich! Ich durfte nicht sprechen. Ich war ja taubstumm! Wie Henry! Wo war Henry? Meine Augen wanderten durch das Zimmer. An dem hohen Fenster bewegte sich die Gardine leicht im Zug. Von draußen drangen Stimmen und das Klicken von Eisen herein. »Will«, sagte die Gräfin, »du warst sehr krank, aber jetzt geht es dir wieder viel besser. Du mußt nur noch kräftig werden.« Ich durfte nicht sprechen. Aber - sie kannte meinen Namen und redete zu mir in meiner Sprache! Sie lächelte wieder. »Wir kennen euer Geheimnis. Deinen Freunden geht es gut. Henry und Bien Pol, den ihr Bohnenstange nennt.«

Es hatte keinen Sinn, sich weiter zu verstehen. »Haben sie Ihnen das erzählt?« »Im Fieber kann man sich nicht beherrschen. Du wolltest nicht sprechen und sagtest das immer wieder. In deiner Sprache.« Ich schämte mich und wandte den Kopf ab. Die Gräfin sagte: »Das macht doch nichts. Will, sieh mich an!« Ihre Stimme war sanft, aber fest, und ich drehte ihr meinen Kopf zu und sah sie zum erstenmal richtig an. Ihr Gesicht war zu lang, als daß sie jemals schön gewesen sein konnte, aber es zeigte einen lieblichen und sanften Ausdruck und ein strahlendes Lächeln. Das Haar war tiefschwarz, mit einigen weißen Fäden darin, und fiel ihr in Locken auf die Schultern. Über der Stirn sah man die feinen silbernen Umrisse der Kappe. Sie hatte ehrliche, große graue Augen. Ich fragte: »Darf ich sie sehen?« »Natürlich, Eloise wird sie holen.« Sie ließen uns drei allein. Ich sagte: »Ich habe alles verraten. Ich wollte es wirklich nicht tun, es tut mir leid.«

Henry antwortete nicht, aber Bohnenstange sagte: »Du kannst doch nichts dafür. Geht es dir wieder gut?« »Jedenfalls nicht schlecht. Was werden sie mit uns machen?« »Soweit ich weiß - nichts«, meinte Henry. Er nickte zu Bohnenstange hinüber. »Er weiß mehr als ich.« Bohnenstange berichtete: »Sie sind anders als die Dorf- und Stadtbewohner. Die Leute im Dorf hätten vielleicht die Tripoden geholt, aber diese hier tun das bestimmt nicht. Sie finden es gut, wenn die Jungen ihr Zuhause verlassen. Ihre eigenen Söhne ziehen auch weit weg.« Ich war wohl immer noch etwas verwirrt. »Vielleicht werden sie uns helfen!«

Bohnenstange schüttelte den Kopf, die Sonne blitzte in den Gläsern vor seinen Augen. »Nein! Schließlich sind sie geweiht. Sie haben zwar andere Sitten, aber auch sie gehorchen den Tripoden. Sie sind trotz allem Sklaven! Auch wenn sie uns gut behandeln, dürfen wir nichts von unseren Plänen verraten.« Ich erschrak: »Wenn ich geredet habe - ich kann doch etwas über die Weißen Berge gesagt haben!«

Bohnenstange zuckte die Schultern: »Wenn du etwas gesagt hast, werden sie es für einen wilden Fiebertraum halten. Sie haben keinen Verdacht und glauben nur, daß wir Herumtreiber sind, ihr beide sogar aus dem Land von jenseits des Meeres.«

Henry nahm die Karte aus deiner Jacke, wir haben bestimmt nichts zu befürchten.« Ich überlegte angestrengt: »Ihr solltet abhauen, solange es noch verhältnismäßig einfach ist.« »Nein, es wird noch Wochen dauern, bis du wieder kräftig genug bist.« »Aber ihr beiden könnt doch abhauen. Ich komme nach, sobald ich dazu in der Lage bin. Ich habe die Karte so ziemlich im Kopf.« Henry sagte zu Bohnenstange: »Der Vorschlag ist vielleicht nicht so schlecht.« Das gab mir einen Stich. Ich hatte es mehr als großzügige Geste der Selbstaufopferung gemeint und fand es nicht gerade angenehm, daß er meinen Vorschlag ohne Zögern annahm. Bohnenstange meinte: »Nein, das geht nicht. Wenn zwei abhauen und einen zurücklassen, werden sie mißtrauisch. Vielleicht machen sie dann Jagd auf uns.«

Sie haben Pferde und lieben die Jagd. Eine Abwechslung nach der Jagd auf Hirsche und Füchse? Nein!«

»Was schlägst du dann vor?« fragte Henry, und ich fühlte deutlich, daß er keineswegs überzeugt war. »Wenn wir hierbleiben, werden wir unter Umständen noch geweiht.« »Das ist der Grund, warum wir hierbleiben sollten«, sagte Bohnenstange. »Ich habe mit einigen Knappen gesprochen. In mehreren Wochen findet das Turnier statt!« »Das Turnier?« fragte ich.

»Zweimal im Jahr wird es abgehalten«, erklärte Bohnenstange. »Im Frühjahr und im Spätsommer. Man feiert und spielt, Wettkämpfe und ritterliche Zweikämpfe werden abgehalten. Das Turnier dauert fünf Tage, erst der letzte ist der Tag der Weihe.« »Und wenn wir dann noch immer hier sind . . .« sagte Henry. »Werden wir geweiht! Stimmt. Aber wir werden nicht mehr hier sein. Will, du bist dann wieder kräftig genug. Während des Turniers herrscht immer ein großes Durcheinander. Wir können uns davonschleichen und werden vielleicht erst nach ein oder zwei Tagen vermisst. Außerdem werden sie keine Jagd auf uns machen, weil sie hier im Schloß andere aufregende Dinge zu tun haben.« Henry fragte: »Du meinst also, wir sollten bis dahin nichts unternehmen?« »Das wäre vernünftig.« Ich sah ein, daß Bohnenstange recht hatte. Außerdem war ich erleichtert. Der Gedanke, allein zurückgelassen zu werden, erschreckte mich, je mehr ich darüber nachdachte. Trotzdem versuchte ich, meiner Stimme einen unbeteiligten Klang zu geben: »Ihr zwei müßt das entscheiden!« Henry gab zögernd nach; »Wahrscheinlich ist es wirklich das beste.« Ab und zu besuchten mich die beiden, aber die Gräfin und Eloise waren ständig in meiner Nähe. Gelegentlich schaute auch der Graf herein. Er war ein großer, häßlicher Mann, der, wie ich erfuhr, für seine Tapferkeit im Turnier und auf der Jagd berühmt war. Einmal, er hatte keine Pferd bei sich, war er auf einen riesigen wilden Eber gestoßen und hatte ihn mit seinem Dolch getötet. Mir gegenüber gab er sich zurückhaltend, manchmal aber war er auch sehr freundlich. Dann erzählte er mir ein paar kümmerliche Witze, über die er selbst am meisten lachte. Er konnte meine Sprache schlecht und radebrechte, so gut es ging. Oft verstand ich ihn nicht. Das Lernen fremder Sprachen war mehr eine Beschäftigung der Frauen.

Vor diesem Erlebnis hatte ich wenig mit dem Adel zu tun gehabt. In Wherton hielten sich die Diener vom Herrenhaus von den anderen Bewohnern des Dorfes fern und blieben unter sich. Nun konnte ich sie aus der Nähe beobachten, und im Bett hatte ich auch genug Zeit, über ihr Verhältnis zu den Tripoden nachzudenken. Wie Bohnenstange schon angedeutet hatte, war es im Grunde nicht anders als das der geringeren Leute. Ihre Toleranz gegenüber Jungen, die von zu Hause weggelaufen waren, war ein gutes Beispiel. Die einfachen Leute in Wherton und wohl auch hier würden sich natürlich anders verhalten, aber nur, weil ihr Lebenszuschnitt anders war als der der Adligen. Die Seeleute in Rumney hatten ja auch auf ihre Weise reagiert. Für den Adel war es selbstverständlich, daß die Damen großzügig waren und in verschiedenen Fertigkeiten unterrichtet wurden. Die Männer dagegen hatten tapfer zu sein. Es gab zwar keine Kriege mehr wie früher, aber es gab noch viele Gelegenheiten für einen Mann, seinen Mut unter Beweis zu stellen. Und ein Junge, der aus seinem langweiligen Lebensbereich weggelaufen war, zeigte, auch wenn er nicht adlig war, eine gewisse Abenteuerlust.

Es war nur schlimm, daß all dieser Mut und die ganze ritterliche Erziehung vergebens waren. Denn sie erwarteten und freuten sich noch mehr auf den Tag ihrer Weihe als ihre Untertanen. Sie war ein fester Bestandteil des Rittertums, und nur durch die Weihe wurde aus einem Mädchen eine Dame. Als ich mir das überlegte, merkte ich, wie sinnlos viele inneren Werte wurden, wenn sie nur noch in der Isolation bestanden. Welche Bedeutung konnte ein mutiges Verhalten noch haben, wenn es nicht von einem freien und selbständigen Geist gelenkt wurde?

Bei Eloise lernte ich die fremde Sprache dieses Landes. Es war leichter, als ich erwartet hatte. Wir hatten viel Zeit, und sie war eine geduldige Lehrerin. Am meisten Schwierigkeiten hatte ich mit der richtigen Aussprache der einzelnen Worte. Ich mußte lernen, wie man durch die Nase spricht, und manchmal war ich fast verzweifelt, weil ich es nicht richtig schaffte.

Bohnenstanges richtiger Name - das lernte ich jetzt - war nicht Bien Pol, sondern Jean-Paul. Sogar diese wenigen Silben machten mir am Anfang einige Schwierigkeiten.

Nach ein paar Tagen durfte ich zum erstenmal aufstehen. Meine alten Kleidungsstücke waren verschwunden, und ich bekam neue. Man legte mir Sandalen hin, Unterwäsche, Shorts und ein Hemd. Alle Sachen waren aus feinerem Stoff, als ich sie jemals getragen hatte, vor allem waren sie farbiger. Die Shorts waren gelblich, das Hemd dunkelrot. Zu meiner Überraschung stellte ich fest, daß die Kleidung jeden Abend zum Waschen weggebracht wurde, und am Morgen bekam ich neue.

Zu Hause hatte ich mich nie mit Mädchen abgegeben, und wenn ich doch einmal mit ihnen zusammentraf, hatte ich mich immer unbehaglich gefühlt. Doch jetzt ging ich ganz zufrieden mit Eloise im Schloßpark spazieren. Wenn ich mit ihr zusammen war, fühlte ich mich nie komisch.

Ihr Englisch war recht gut, das ihrer Mutter ebenfalls, aber Eloise bestand darauf, daß ich mit ihr in ihrer eigenen Sprache redete. Auf diese Weise lernte ich schnell. Sie zeigte zum Beispiel auf das Fenster, und ich mußte »la fenetre« sagen, oder sie deutete zum Himmel, und die Antwort war »le ciel.«

Man hielt mich immer noch für zu schwach, um mit den anderen Jungen zusammen zu wohnen. Ich nehme an, daß man es mir schließlich doch erlaubt hätte, wenn ich ein bißchen gedrängelt hätte, aber es gefiel mir auch so ganz gut.

Außerdem dachte ich, daß sich unsere Chancen wegzulaufen erhöhen würden, wenn wir jetzt gehorsam waren. Zudem erschien es mir unhöflich, Eloises Freundlichkeit zurückzuweisen. Sie war das einzige Kind des Grafen und der Gräfin, das noch zu Hause im Schloß war. Ihre beiden Brüder lebten als Knappen im Schloß eines großen Herzogs weiter im Süden. Unter den anderen Mädchen schien sie keine Freundin zu haben, und ich fühlte, daß sie einsam war.

Es gab noch einen anderen Grund. Ich nahm es Henry noch immer übel, daß er mich zurückklassen wollte. Als ich ihn und Bohnenstange einmal traf, hatte ich den Eindruck, daß beide enge Freundschaft verband, die ich nicht teilte. Selbstverständlich war ihr Leben ganz anders als meines. Vielleicht waren sie auch ein wenig eifersüchtig wegen der Aufmerksamkeit, die man mir entgegenbrachte. Jedenfalls hatten wir uns nicht viel über unser gegenwärtiges Leben zu sagen, und aus Sicherheitsgründen konnten wir das Unternehmen, das uns gemeinsam betraf, nicht besprechen. So ging ich eigentlich ganz zufrieden wieder zu Eloise zurück. Sie hatte wie ihre Mutter eine beruhigende Sanftheit. Wie sie besaß auch das Mädchen ein tiefes Mitgefühl für alle lebenden Wesen, vom Menschen angefangen bis hin zu den Hühnern, die vor den Wohnungen der Bediensteten im Sand scharrten. Auch das Lächeln hatte sie von ihrer Mutter, doch sonst sah sie ihr nicht ähnlich. Eloise war hübsch, nicht nur wenn sie lächelte, sondern auch wenn sie ernst war. Sie hatte ein kleines ovales Gesicht mit elfenbeinfarbener Haut, die entzückend erröten konnte. Und sie hatte wunderschöne tiefbraune Augen. Ich rätselte über ihre Haarfarbe. Sie trug ständig dieses turbanartige Kopftuch. Ihre Haare waren dadurch immer verborgen. In meinem stockenden Französisch fragte ich sie eines Tages danach. Vielleicht verstand sie mich wirklich nicht, vielleicht tat sie auch nur so. Deshalb fragte ich sie noch einmal, diesmal auf Englisch. Sie sagte darauf etwas in ihrer eigenen Sprache; aber sie sprach zu schnell, und ich verstand es nicht. Wir standen im kleinen dreieckigen Garten des Schlosses, der durch die spitz zulaufenden Mauern gebildet wurde. Niemand war in der Nähe. Man hörte nur die Vögel und ferne Rufe der Knappen, die hinter uns über den Übungsplatz ritten. Ich war von ihrem Ausweichen verwirrt und griff deshalb spielerisch, halb ärgerlich nach ihrem Turban. Er fiel durch meine Berührung herunter. Eloise stand vor mir, ihr Kopf war von kurzem schwarzem Haar bedeckt, darüber stand noch deutlich sichtbar das silberne Fadengewirr der Kappe. Mit dieser Möglichkeit hatte ich nicht gerechnet. Da ich selbst ziemlich klein war, hatte ich immer angenommen, jeder, der älter war als ich, müsse auch größer sein. Sie war aber drei oder vier Zentimeter kleiner als ich. Alles an ihr war klein und zart. Wie vom Donner gerührt starrte ich sie an und wurde rot, genauso wie sie. Nur, ich war feurig rot, während ihr nur ein schwaches Rosa in die Wangen stieg. An ihrer Reaktion merkte ich, daß ich etwas Ungeheuerliches getan hatte, aber ich wußte nicht, wie schlimm es war. Wie ich schon erzählt habe, war die Weihe ein Teil der Entwicklung zur Dame. Als sich Eloise gefaßt und den Turban wieder aufgewickelt hatte, erklärte sie mir die Zusammenhänge. Sie sprach Englisch, damit ich alles verstand. In dieser Gegend trugen die Mädchen während der Feier Turbane und wurden auch mit den Turbanen auf dem Kopf von den Tripoden wieder zurückgebracht. Bis sechs Monate nach der Weihe durfte niemand, auch nicht die Gräfin, ihren Kopf sehen. Am Ende dieser Zeit fand ein besonderer Ball statt, und dort würde sie sich zum erstenmal nach der Weihe ohne Turban zeigen. Und ich hatte ihr den Turban abgerissen, als wollte ich in der Schule einen Jungen ärgern, indem ich ihm die Mütze wegnahm!

Sie sprach nicht etwa ärgerlich oder tadelnd, sondern ruhig und geduldig. Sie schämte sich, daß ich ihren Kopf gesehen hatte, aber ihre eigentliche Sorge war, was wohl mit mir geschehen wäre, wenn jemand diesen Zwischenfall beobachtet hätte. Meine erste, aber nicht letzte Strafe wäre eine Auspeitschung gewesen. Man erzählte sich, daß ein Mann einmal für ein solches Vergehen getötet worden war.

Als ich das hörte, waren meine Gefühle zwiespältig. Einmal war ich dankbar, daß sie mich schützen wollte, auf der anderen Seite nahm ich es übel, daß ich an einem Sittenkodex gemessen wurde - wenn auch auf sanfte Weise -, der mir nichts bedeutete. In Wherton waren die Jungen und Mädchen ohne Kopfbedeckung von der Weihe zurückgekommen. Meine Gefühle gegenüber Eloise waren verwirrt und unsicher. Seit ich mein Dorf verlassen hatte, war ich weit herumgekommen, und meine Einstellung zu den Menschen hatte sich allmählich geändert. Mir war immer klarer geworden, daß den Geweihten etwas fehlte, etwas, was für mich das Wesen der Menschlichkeit darstellte: Ihnen fehlte der lebendige Funke der Verachtung gegenüber den Beherrschern der Welt. Ich hatte die Geweihten deswegen verachtet, auch die Gräfin und den Grafen, obwohl sie immer freundlich und gut zu mir waren. Aber mit Eloise war es anders. Ich hatte geglaubt, sie wäre noch frei - wie ich. Vielleicht wäre ich auch auf den Gedanken gekommen - er begann sich schon in meinem Kopf zu formen -, daß wir nicht mehr nur drei, sondern vier wären, wenn wir uns wieder auf den Weg zu den Weißen Bergen machten. Aber all dies war in dem Augenblick sinnlos geworden, in dem ich ihren unverhüllten Kopf gesehen hatte. Für mich war sie schon so etwas wie ein guter Kamerad - vielleicht sogar mehr - gewesen. Aber jetzt wußte ich, daß sie unrettbar verloren und mit Leib und Seele dem Feind verfallen war.

Dieser Zwischenfall hatte uns beide verändert. Eloise war auf doppelte Weise gekränkt. Sie fühlte sich in ihrer Bescheidenheit verletzt, und zum zweiten hatte sie sich offenbar in mir getäuscht. Für sie war mein Griff nach dem Turban wie ein Schock gekommen. Obwohl sie wußte, daß es aus Unwissenheit geschah, war es für sie die Handlungsweise eines Barbaren. Und wer sich einmal barbarisch benimmt, der kann es bei anderer Gelegenheit aus

anderem Anlaß wieder tun. In bezug auf mich war sie unsicher geworden.

Bei mir hatte sich keine Unsicherheit, sondern das Gegenteil entwickelt. Eine Freundschaft mit ihr war unmöglich, uns trennten Welten. Ich konnte nur noch versuchen, meine Gefühle für sie zu überwinden und mich auf das eigentlich Wichtige, die Wanderung zu den Weißen Bergen, zu konzentrieren.

Ein paar Stunden später traf ich Bohnenstange und Henry und schlug vor, daß wir sofort aufbrechen sollten. Ich fühlte mich wieder kräftig genug. Aber Bohnenstange bestand darauf, bis zum Turnier zu warten, und diesmal unterstützte ihn Henry aus vollem Herzen. Ich war ärgerlich und enttäuscht. Ich hatte erwartet, daß er meiner Meinung sein würde. Da war also wieder das Bündnis zwischen den beiden, das mich ausschloß. Ich ließ sie abrupt stehen.

Auf der Treppe traf ich den Grafen, der mich angrinste und mir kräftig auf die Schultern klopfte. Er sagte, ich sähe viel besser aus, müsse aber noch dicker werden. Vor allem solle ich Wild essen. Für magere Menschen, die zunehmen müßten, gäbe es nichts besseres als Wild. Ich ging in den Salon hinauf und fand dort Eloise. Ihr Gesicht war vom späten Sonnenlicht wie vergoldet. Sie lächelte mich an. Ihre Unsicherheit konnte ihrer gleichmäßigen Freundlichkeit nichts anhaben. Zu tief war dies in ihrem Charakter verwurzelt. Wir waren so oft zusammen wie zuvor, aber es stand eine neue Wachsamkeit zwischen uns. Da es mir nun besser ging, konnten wir auch weitere Ausflüge in die Umgebung unternehmen. Man sattelte uns Pferde, und wir ritten durch das Burgtor hinaus in die Ebene und in die Wiesen, auf denen dichte Teppiche von Sommerblumen wuchsen. Ich konnte schon ein bißchen reiten und lernte schnell hinzu, genauso, wie ich in der Landessprache gute Fortschritte machte.

Ein paar Tage war es bewölkt, und es regnete auch, aber meistens schien die Sonne, und wir ritten durch warmes, duftendes Land oder stiegen ab und saßen am Fluß und beobachteten die springenden Forellen, die wie Silberpfeile aus dem Silberband des Flusses emporschossen. Manchmal besuchten wir die Häuser der Ritter, und die Damen gaben uns Fruchtsaft und Cremetörtchen. Abends saßen wir meistens im Salon der Gräfin und plauderten mit ihr, oder wir hörten zu, wenn sie einige Lieder vortrug. Sie begleitete sich dabei auf einem hohen Instrument mit einem langen Hals, dessen Saiten sie zupfte. Manchmal kam der Graf herein und blieb bei uns, aber entgegen seiner Gewohnheit sprach er dann kein Wort. Der Graf und die Gräfin zeigten deutlich, daß sie mich gern hatten. Ich glaube, das lag zum Teil daran, daß ihre Söhne nicht mehr zu Hause lebten. Es war so Sitte, und sie wären nie auf den Gedanken gekommen, sich dagegen aufzulehnen. Aber die Abwesenheit der Söhne stimmte sie doch immer wieder traurig. Natürlich gab es im Schloß auch andere adelige Jungen, Doch sie wohnten in den Räumen der Ritter und waren nur während des Essens mit der Familie zusammen. Das Essen wurde in der Halle an einem großen Tisch eingenommen. Meistens waren wir dreißig bis vierzig Personen. Da ich krank gewesen war und in dem Turm gelegen hatte, wurde ich mit der Familie vertrauter, als es die anderen jemals werden konnten.

Obwohl ich wußte, daß sie mich mochten, war ich doch durch ein Gespräch alarmiert, das ich eines Tages mit der Gräfin führte. Wir waren allein, denn Eloise mußte ein neues Kleid anprobieren. Die Gräfin stickte an einem Stück Leinen, und ich beobachtete fasziniert, wie sich ihre Finger schnell und sicher bewegten und wie die winzigen aber kunstvollen Stiche plötzlich im Tuch zu sehen waren. Sie sprach, während sie arbeitete. Ihre Stimme war leise und wohlklingend und hatte die gleiche leise Heiterkeit wie Eloises. Sie erkundigte sich nach meiner Gesundheit - ich versicherte ihr, daß es mir gut ginge - und fragte, ob ich im Schloß glücklich wäre. Ich bestätigte, daß ich das wäre. Darauf sagte sie: »Es freut mich, wenn du dich hier wohl fühlst. Vielleicht willst du uns dann nicht verlassen.« Man war stillschweigend übereingekommen, daß wir drei am letzten Tag des Turniers zur Weihe dargeboten werden sollten.

Alle nahmen an, daß wir danach wieder nach Hause zurückkehren würden, zumal die Unruhe der Kindheit dann überwunden wäre. Wir sollten das Leben führen, das man von uns als Erwachsene erwartete. Deshalb war ich verwirrt, als die Gräfin vom Bleiben sprach. Sie fuhr fort: »Ich glaube, deine Freunde werden gehen wollen.

Natürlich könnten wir sie als Diener hier behalten, aber ich meine, zu Hause werden sie glücklicher sein. Bei dir ist das anders.« »Wieso, Frau Gräfin?« Ich schaute ihr voll ins Gesicht. Sie lächelte. »Du bist zwar nicht adelig, aber du kannst in den Adelsstand erhoben werden. Das liegt in der Hand des Königs - und der König ist mein Cousin. Du hast das nicht gewußt? Er ist mir verpflichtet, denn ich bewahrte ihn einmal vor einer Tracht Prügel, als er noch nicht geweiht war, so wie du jetzt. Es wird

schon alles glattgehen, Guillaume.« Guillaume war die französische Form meines Namens. Sie hatte es mir einmal gesagt, mich aber noch nie so angesprochen. In meinem Kopf drehte sich alles. Obwohl ich mich schon an das Schloß und das Leben hier gewöhnt hatte, kam es mir unwirklich vor. Und das Gerede von einem König . . . In England gab es auch einen König, der lebte etwas weiter im Norden. Ich hatte ihn nie gesehen und erwartete auch nicht, ihn jemals zu sehen. Und jetzt sagte sie mir, daß der Graf und sie mich dabeihalten wollten, nicht als Diener, sondern als Ritter. Ich würde eigene Diener haben, Pferde, eine Rüstung, ich würde auf Turnieren reiten dürfen, und vor allem sollte ich zu der Familie des Grafen de la Tour Rouge gehören. Ich wußte nicht, was ich sagen sollte.

Die Gräfin lächelte und sagte: »Guillaume, wir können später noch einmal darüber reden. Wir haben ja Zeit.« Es ist

nicht leicht, über die folgenden Ereignisse zu sprechen. Zunächst fühlte ich mich geschmeichelt, war aber von den Worten der Gräfin nicht übermäßig beeindruckt. Sollte ich meine Hoffnung auf Freiheit aufgeben, meinen eigenen Willen opfern, nur damit ich juwelenbesetzte Kleider tragen durfte und andere Leute vor mir den Hut zogen? Das war undenkbar! Welche Sonderrechte ich auch bekäme, ich wäre doch nur ein Schaf unter Schafen.

Am nächsten Morgen erwachte ich sehr früh und dachte wieder darüber nach. Ich lehnte den Vorschlag eindeutig ab, aber nicht mehr so schnell, und diesmal fühlte ich mich bei der Ablehnung richtig tugendhaft. Würde ich ihn annehmen, dann enttäuschte ich andere - Henry, Bohnenstange, den Wanderer Ozymandias, Kapitän Curtis und alle freien Menschen in den Weißen Bergen. Das konnte ich nicht tun! Niemand würde mich dazu bringen! Aber die Versuchung war ständig da. Von dem Augenblick an, als die Möglichkeit, immer im Schloß zu leben, aufhörte undenkbar zu sein, verfolgte mich dieser Gedanke.

Natürlich würde ich es nicht tun, aber wenn . . . Ohne es zu wollen, durchdachte ich alle Möglichkeiten. Inzwischen beherrschte ich die Sprache so gut, daß ich mit anderen im Schloß reden konnte, auch wenn sie über meinen Akzent lächelten. Es gab so vieles, auf das man sich freuen konnte. Nach dem Turnier kam das Fest der Ernte, und dann begann die Jagdsaison. Man erzählte mir von Ausritten an kühlen Herbstmorgen, wenn der erste Frost das Gras unter den Pferdehufen knistern ließ, von Hunden, die in der bellenden Meute den Hügel hinaufstürmten, die Jagd, das Töten des Wildes, und schließlich ritt man langsam heim zu dem hellen Feuer im Kamin des Speisesaales und zu dem Fleisch, das man vom Spieß abschnitt, der sich ruhig über dem Feuer drehte. Dann kam das Weihnachtsfest, und zwölf Tage lang würden Jongleure, Sänger und wandernde Schauspieler die Schloßbewohner unterhalten. Im Frühjahr begann die Falkenjagd, man ließ die Falken frei, und sie stiegen kreisend in den Himmel und würden sich wie ein Blitz auf ihre Beute stürzen. Dann würde es wieder Sommer werden, das neue Turnier kam heran. Das Jahr war gut ausgefüllt.

Während dieser Zeit veränderte sich auch mein Verhältnis zu den Menschen um mich herum. In Wherton war die Trennungslinie zwischen den Männern und Jungen viel deutlicher als hier. Zu Hause waren alle Erwachsenen, auch meine Eltern, im Grunde Fremde. Ich hatte ihnen gehorcht, sie bewundert oder gefürchtet, vielleicht sogar geliebt, aber ich hatte sie nicht so gut gekannt, wie ich die Erwachsenen im Schloß kennenlernte.

Und je näher ich sie kannte, desto schwieriger wurde es, sie alle zu verdammen. Sie waren wohl geweiht, akzeptierten die Tripoden und alles, was mit ihnen zusammenhing, aber das hinderte sie nicht daran - wie ich vor allem beim Grafen und Eloise gemerkt hatte und nun an anderen beobachtete -, herzlich, großzügig und tapfer zu sein. Und sie waren glücklich!

Mir wurde immer klarer, daß vor allem dies meine Schwierigkeit war. Vor der Weihe hatten alle ihre Zweifel und Unsicherheiten, vielleicht sogar einen gewissen Abscheu, aber sobald sie die Kappe trugen, waren die Zweifel beseitigt. Diese Entwicklung hatten die Menschen hier sicher auch durchgemacht.

Wie groß war der Verlust? Und - war es überhaupt ein Verlust? Abgesehen von der Weihe schienen sich die Tripoden nicht in das Leben der Menschen einzumischen.

Da war der Zwischenfall auf dem Meer gewesen, als die Tripoden die »Orion« fast zum Kentern gebracht hatten. Kapitän Curtis hatte erzählt, daß sie wirklich schon Schiffe versenkt hatten - aber wieviel mehr waren schon in Stürmen gesunken? Ozymandias hatte von Menschen erzählt, die in Bergwerken für die Tripoden Metall förderten, er hatte auch von Menschenjagden berichtet und davon, daß Menschen den Tripoden in ihren Städten dienten. Aber selbst wenn das stimmte, mußten diese Dinge in weiter Ferne geschehen. Davon berührte nichts dieses gesicherte und angenehme Leben. Aber immer wieder kam ich zur wichtigsten Überlegung zurück: meine Verpflichtung gegenüber Henry, Bohnenstange und den anderen. Doch als die Tage vergingen, wurde auch das immer weniger überzeugend. Um mich zu vergewissern, suchte ich sie auf. Wieder machte ich den Vorschlag, sofort aufzubrechen, aber sie wollten nichts davon wissen. Ich hatte sogar den Eindruck, daß sie nicht gern mit mir sprachen und nur darauf warteten, daß ich sie allein ließ.

Ich ging schließlich fort und war auf sie böse, gleichzeitig aber auch ein wenig froh. Wenn man Gründe sucht, die einem die Untreue ermöglichen, dann ist es sehr nützlich, wenn man etwas findet, worüber man sich ärgern kann. Und da war Eloise. Wir wanderten zusammen, ritten und schwatzten miteinander, und allmählich überwanden wir die Wachsamkeit und Unsicherheit, die uns nach dem Zwischenfall im Garten erfaßt hatte. Es blieb nur die tägliche Freude über unsere Freundschaft. Wir waren wieder unbefangen und mit unserer gegenseitigen Gesellschaft zufrieden. Eines Tages nahm ich ein Boot und ruderte mit ihr flußaufwärts zu einer Insel, die wir entdeckt hatten. Dort machten wir ein Picknick. Es war ein heißer Tag, doch im hohen Gras und im Schatten der Bäume war es angenehm kühl. Libellen und rote und gelbe Schmetterlinge tanzten in der Luft über dem rauschenden Wasser. Ich hatte noch nicht mit ihr über den Vorschlag der Gräfin gesprochen, aber sie fing selbst davon an. Sie war überzeugt, daß ich bleiben würde, und als sie das sagte, fühlte ich einen merkwürdigen Freudenschauer. Die Zukunft hier in diesem fruchtbaren, herrlichen Land, im Schloß, mit Eloise . . . Falls die Weihe erfolgreich wird, ermahnte ich mich selbst. Aber warum sollte sie das nicht sein? Die Warnung von Kapitän Curtis galt einer Zeit, als die fremde Sprache für mich noch ein sinnloses Durcheinander von Lauten war. Jetzt verstand ich wenigstens alles, obwohl ich

sie beileibe noch nicht perfekt sprechen konnte. Ich würde wohl auch nicht durch meinen inneren Widerstand zum Wanderer werden, denn durch ruhiges Erdulden war ja so viel zu gewinnen.

Ich erinnerte mich an etwas anderes, an etwas, worüber ich nachgedacht hatte, als ich noch mit Fieber im Bett gelegen hatte. Nichts war mehr wichtig, nichts hatte noch einen Wert, wenn man keinen Verstand mehr besaß, der Fragen stellen und Probleme wälzen konnte. Diese Gedanken waren nun weit entfernt und erschienen mir unwirklich. Die Tripoden hatten die Menschen besiegt, als diese auf dem Höhepunkt ihrer Macht und Größe standen, als sie noch die großen Städte bauten und Schiffe, die größer als unser Dorf waren. Vielleicht hatten sie sogar noch größere Fähigkeiten gehabt. Wenn unsere Vorfahren mit all ihrer Stärke unterlegen waren, wie kläglich war dann der Versuch einer Handvoll Menschen, die sich in den Bergen versteckten. Und wenn keine Hoffnung bestand, die Tripoden zu besiegen, welche Wahl hatte man denn?

Solle man kümmerlich leben wie ein gejagtes Tier? Sollte man Härte und Verzweiflung ertragen? Oder sollte man dieses Leben hier genießen, in seiner Fülle, Sicherheit und in seinem Glück?

Als ich zurückruderte, merkte ich, daß die Armbanduhr zum Handgelenk hinunterrutschte und mich behinderte. Ich hatte zunächst angenommen, daß die Gräfin und die anderen wegen der Uhr neugierig werden würden und wissen wollten, wie ein Junge zu solch einer Uhr käme, aber sie hatten überhaupt kein Interesse dafür gezeigt. Sie bewahrten keine Andenken an die Kunstfertigkeit der Vorfahren auf, und Zeit bedeutete ihnen nichts.

Im Schloßhof stand eine Sonnenuhr, und das genügte ihnen. Ich hörte auf zu rudern, nahm die Uhr ab, indem ich das Armband über die Hand zog, bat Eloise, sich die Uhr anzusehen und warf sie ihr zu. Aber sie war zum Fangen so ungeschickt wie die meisten Mädchen, und die Uhr fiel über Bord. Ich sah sie noch aufblitzen, ehe sie in den grünlichen Fluten verschwand. Eloise war niedergeschlagen, aber ich tröstete sie und sagte, es sei nicht schlimm, und es sei eigentlich auch kein Verlust. Und in dem Augenblick war es das auch wirklich nicht.

Das Turnier kam schnell heran. Überall war Geschäftigkeit und freudige Erwartung. Auf der Wiese unterhalb des Schlosses wurden große Zelte aufgebaut, dort sollten die Gäste wohnen, die nicht im Schloß selbst untergebracht werden konnten. Von früh bis spät war die Luft von Waffengeklirr erfüllt, und während der Übungsgefechte auf dem Turnierplatz hörte man aufgeregte Rufe. Ich machte ein paar Spiele mit und merkte, daß ich den Ring mit der Lanze ziemlich gut traf, wenn ich das Pferd nur durch Schenkeldruck lenkte.

Mich quälte immer noch mein Problem. Zum Beispiel: Was war nun mit der Treue. Wem mußte ich treu sein? Den Männern in den Weißen Bergen, die nicht einmal wußten, daß es mich gab? Für Ozymandias und Kapitän Curtis war ich nur ein weiterer Junge, der nach Süden geschickt wurde. Einer unter vielen! Und Henry? Oder Bohnenstange? Wollten sie mich überhaupt dabeihaben? Jedenfalls hatte ich nicht den Eindruck. Waren sie nicht viel lieber allein? Der erste Morgen des Turniers war verregnet, aber gegen Mittag klarte es auf, und am Nachmittag fanden die Vorkämpfe statt. Ich traf Henry und Bohnenstange auf dem zerstampften Feld, als die Diener die herumliegenden Sachen aufhoben und wegräumten. Die Schloßmauern und der hohe Turm hoben sich gegen die untergehende Sonne scharf ab.

Bohnenstange erklärte: Früh am kommenden Morgen, ehe die Küchenjungen erwachten, sollten wir aufbrechen. Sie hätten in den letzten Tagen schon Lebensmittel gesammelt und in ihre Beutel gepackt. Mein Beutel war mit meinen alten Sachen verschwunden, aber Bohnenstange meinte, das sei nicht schlimm. Sie hätten auch für mich genug, falls ich nichts mehr aufstreben könnte. Ich sollte sie zur abgemachten Zeit am Schloßtor treffen.

Ich schüttelte den Kopf: »Ich komme nicht mit!« Bohnenstange fragte: »Warum nicht, Will?« Henry sagte nichts, aber er hatte ein Grinsen in seinem breiten Gesicht, das ich jetzt sogar noch mehr haßte als zu Hause in Wherton. Seine Gedanken und seine Zufriedenheit waren deutlich zu sehen.

Ich sagte: »Wenn ihr beiden abhaut, dann ist die Wahrscheinlichkeit groß, daß ihr in diesem Durcheinander nicht vermisst werdet. Doch mein Fehlen merken sie sofort. Sie werden sehen, daß ich nicht zum Frühstück erscheine und sofort nach mir suchen.«

Henry sagte: »Das ist wahr, Bohnenstange. Der Graf muß einfach seinen Adoptivsohn vermissen.« Ich hatte nicht gedacht, daß diese Sache schon aus dem Haus gedrungen war, aber eigentlich war es ganz natürlich. Bohnenstange starrte mich an. Die Augen hinter den Linsen zeigten keinen Ausdruck.

Ich sagte ruhig: »Ich lasse euch einen, vielleicht auch zwei Tage Vorsprung. Dann komme ich nach. Ich will versuchen euch einzuholen, aber wartet nicht auf mich.« Henry lachte: »Das tun wir bestimmt nicht!« Vor mir selbst gab ich zu, daß ich noch immer keinen Entschluß gefaßt hatte. Sicher, für die beiden anderen war es wirklich leichter, ohne mich wegzukommen, und es war auch richtig, daß ich ihnen folgen konnte, schließlich kannte ich die Landkarte auswendig.

Aber auf der anderen Seite wurde morgen, am zweiten Tag des Turniers, von der versammelten Ritterschaft die Königin des Turniers gewählt. Ich war sicher, daß die Wahl auf Eloise fallen würde. Nicht etwa, weil sie die Tochter des Grafen war, sondern weil sie zweifellos die Schönste sein würde. Bohnenstange sagte langsam: »Na gut.

Vielleicht ist es wirklich das beste.« Ich antwortete: »Viel Glück!«

»Und du?« Er schüttelte leicht seinen Kopf. »Viel Glück, Will!« Ich drehte mich um und ging den Hügel zum Schloß

hinauf. Ich hörte noch, wie Henry etwas sagte. Ich konnte es nicht verstehen. Aber ich schaute mich auch nicht mehr um.

## Der Dreibeiner

Ich erwachte beim Morgengrauen und dachte, es sei noch immer früh genug, davonzuschleichen und die anderen am Tor zu treffen. Aber ich rührte mich nicht. Das Fenster meines Zimmers ging nach Süden, und ich konnte sehen, daß der Himmel dunkelblau war - nur ein Stern schimmerte noch hell. Ich war froh, daß sie für ihre Reise gutes Wetter haben würden, aber ich freute mich genauso, daß das Wetter am zweiten Tag des Turniers zur Wahl der Königin schön sein würde. Ich lag ruhig und starrte in den Himmel, bis ich wieder in den Schlaf zurück sank. Ich erwachte erst, als ein Dienstmädchen leise an meine Tür klopfte. Das Blau des Himmels war hell geworden und mit Gold durchsetzt.

Niemand erwähnte Bohnenstange und Henry - offenbar wurden sie nicht vermißt. Das war eigentlich ganz verständlich. Heute war der Höhepunkt des Turniers, und jeder war voller Spannung und freudig erregt.

Nach dem Frühstück gingen wir zu dem Turnierplatz und den Tribünen hinunter. Eloise war nicht dabei. Ich hatte sie an diesem Morgen überhaupt noch nicht gesehen. Sie würde mit den anderen Damen kommen und sich den Rittern zur Wahl stellen. Wir nahmen auf der Tribüne Platz, und während wir warteten, unterhielt uns ein Sänger mit Balladen. Als die Damen den Platz betraten, wurde es still.

Im ganzen waren es elf Frauen, zehn davon hatten sich in prachtvolle Gewänder gekleidet, die mit Gold und Silberstreifen durchwirkt waren. Hinter ihnen trugen Mädchen die Schleppen, damit der kostbare Stoff nicht durch den Staub schleifte. Ihre Köpfe waren unbedeckt, das Haar aufgetürmt und mit Kämmen festgehalten, die in der Sonne funkelten und blitzten. Die elfte war Eloise. Sie hatte natürlich ihren Turban auf. Das Kleid war von einfacherem Schnitt. Es war dunkelblau und mit einer zarten weißen Spitze gesäumt. Als jüngste kam sie auch als letzte und ohne die Begleitung eines Mädchens. Zum leisen Dröhnen der Trommeln gingen die Damen über den Platz auf die Ritter zu, die vor der Loge des Grafen standen. Als die Trompeter eine Fanfare bliesen, blieben sie stehen und senkten die Köpfe.

Eine nach der anderen trat vor. Es war Sitte, daß in dem Augenblick der Ritter, der sie wählte, das Schwert aus der Scheide zog und es hochhob. Nach den ersten zwei oder drei Damen gab es über das Ergebnis keinen Zweifel mehr. Von den dreißig oder vierzig Rittern grüßten immer jeweils zwei die einzelnen Damen, damit sie nicht beschämten würden. So geschah es bei allen zehn festlich geschmückten Damen. Als Eloise vortrat, schwangen die Schwerter hoch und blinkten in der Sonne wie ein Wald aus Gold und Silber. Dann applaudierten zuerst die Ritter und danach alle Zuschauer. Ich hätte am liebsten gleichzeitig gelacht und geweint. Eloise trat vor, die anderen Damen folgten ihr. Sie stand ruhig, ernst und voller Würde da, während ihr Vater, der Graf, ihr sorgfältig die Krone auf den Turban setzte. Dann zogen alle - auch ich - in einer langen Reihe an ihr vorbei und küßten ihr die Hand.

Ich konnte den ganzen Tag lang nicht mit ihr reden, aber das machte nichts. Sie hatte die Pflicht, den Vorsitz zu führen und den Siegern die Preise zu überreichen. Für mich bot das Turnier genug Abwechslung. Ich genoß die festliche und fröhliche Atmosphäre und feuerte diejenigen an, die ich kennengelernt hatte.

Es gab nur einen ernüchternden Augenblick. Als die zweite Turnierrunde begann, hörten wir aus der Ferne ein fremdes Geräusch, das immer lauter wurde. Es war eine ständige Wiederholung von fünf metallisch klingenden Tönen. Obwohl ich diesen besonderen Ruf noch nicht gehört hatte, wußte ich sofort, daß es nur ein Dreibeiner sein konnte. Ich schaute in die Richtung, aus der die Töne kamen, aber das Schloß stand im Weg, und ich konnte nichts sehen. Ich beobachtete die Leute in meiner Umgebung, bemerkte aber nur ein schwaches Interesse. Der Turnierkampf mit vier Rittern in jeder Partei fesselte sie mehr als der Dreibeiner. Selbst als die Halbkugel über die Umrisse des Schlosses hinwegschaukelte, konnte ich bei den anderen keine Zeichen der Furcht oder der Unbehaglichkeit entdecken, die mir den Rücken hinabließen.

Der Dreibeiner stapfte herbei und ragte wie ein Turm über dem Turnierplatz auf. Die Metallfüße hatte er weit auseinander in das Flußbett gestemmt. Es war deutlich, daß dies kein ungewöhnlicher Vorfall war. Wahrscheinlich beobachtete der Dreibeiner das Turnier in jedem Jahr, und nun fand niemand mehr etwas dabei.

Außerdem waren die Menschen hier mehr an den Anblick der Tripoden gewöhnt als wir in Wherton, wo sie nur am Tag der Weihe auftauchten. Fast jeden Tag sah man sie hier einzeln oder in Gruppen durch das Tal staksen. Ich hatte mich auch daran gewöhnt - sie waren ja weit weg. Aber jetzt, direkt im Schatten eines Dreibeiners, war es anders. Ängstlich blickte ich zu ihm hinauf. Ich entdeckte unten an der Basis der Halbkugel mehrere Kreise, die wie grün gefärbtes Glas aussahen. Waren das die Sichtluken des Dreibeiners? Ich nahm es an. Früher hatte ich das nie bemerkt, denn in Wherton wagte ich nicht, einen Dreibeiner genauer anzusehen. Auch jetzt hielt ich es nicht lange aus. Einer der Kreise schien direkt auf mich herunterzustarren. Ich senkte den Kopf, um das Turnier zu beobachten, aber mit den Gedanken war ich ganz woanders.

Doch je mehr Zeit verging, desto ruhiger wurde ich. Nachdem er seine Stellung neben dem Schloß bezogen hatte, hatte der Dreibeiner keinen Laut mehr von sich gegeben und sich auch nicht mehr bewegt. Er war einfach da und thronte über allem, beobachtete alles oder ragte einfach in den Himmel. Man gewöhnte sich an seine Gegenwart, und schließlich vergaß man ihn ganz.

Nach einer Stunde schaute ich gespannt dem Turnier zu, feuerte einen meiner Favoriten, den Ritter de Trouillon, an und hoffte, daß er, nachdem auf jeder Seite zwei Ritter niedergeworfen worden waren, den letzten entscheidenden Ansturm gewinnen würde. Er schaffte es, und sein Gegner rollte durch das zerstampfte Gras. Mit allen anderen jubelte ich ihm laut zu.

Wie an jedem Turniertag gab es auch an diesem Abend ein großes Festmahl. Weil das Wetter gut war, wurde es im Schloßhof abgehalten. Die Familien des Grafen und die der Ritter, die ihre Damen mitgebracht hatten, wurden zur Tafel geleitet, und man trug die Speisen herum. Die anderen Gäste mußten sich an den Seitentischen selbst bedienen. Die Tische waren mit Verschiedenen Fischsorten, Fleisch, Gemüse, Früchten und süßen Puddings überladen.

Dazwischen standen große Weinkrüge.

Solange wir anwesend waren, wurde nicht viel getrunken, aber die Ritter blieben noch, als sich die Damen in den Turm zurückzogen. Man zündete Fackeln an, und bis spät in die Nacht hörten wir die Ritter singen und rufen.

Ich konnte die Gänge des Festmauls nicht zählen. Jeder einzelne war anders als der vorhergegangene, nicht nur weil es verschiedene Sorten von Fisch und Wild gab, sondern auch weil das Fleisch immer wieder anders gewürzt und mit einer anderen Sauce zubereitet war. Man betrachtete das Essen hier als eine Kunst. Ich glaube, nicht einmal Sir Geoffrey hätte das verstanden, und die Leute aus Wherton ganz sicher nicht.

Ich ging mit den Damen ins Haus und war erfüllt und glücklich. Der Dreibeiner war noch immer dort, wo er den ganzen Nachmittag über gestanden hatte, aber man sah ihn nur noch als dunklen Schatten, der ein paar Sterne verdeckte. Er schien so fern und fast unwichtig zu sein. Von meinem Fenster aus konnte ich ihn überhaupt nicht sehen. Das weiße Band der Milchstraße zog sich über den Himmel, unten im Schloßhof flackerten die Fackeln. Das war alles, was ich sehen konnte. An der Tür hörte ich ein leises Klopfen, und ich rief: »Entrez!«. Ich drehte mich herum und sah Eloise hereinschlüpfen. Sie trug noch immer das blaue, mit weißer Spitze gesäumte Kleid, aber sie hatte die Krone abgelegt. Bevor ich etwas fragen konnte, sagte sie: »Will, ich kann nicht lange bleiben. Ich habe mich weggeschlichen, aber sie werden bald nach mir suchen.« Das konnte ich verstehen. Als Königin des Turniers hatte sie besondere Pflichten. Während des Turniers hatte sie keine Zeit zu angenehmen Gesprächen oder langen Spaziergängen. Ich sagte: »Sie haben gut gewählt. Ich freue mich für dich, Eloise.« Sie antwortete: »Ich wollte mich nur von dir verabschieden.« »Es ist ja nicht für lange. Nur ein paar Tage. Wenn ich erst geweiht bin . . .« Sie schüttelte den Kopf. »Ich werde dich nie wiedersehen. Wußtest du das nicht?«

»Aber ich soll doch hierbleiben! Erst heute morgen hat dein Vater es mir gesagt!« »Du wirst hierbleiben, aber ich nicht. Hat dir das niemand erzählt?« »Was erzählt?« »Nach dem Turnier geht die Königin des Festes mit den Tripoden, um ihnen zu dienen. So ist es immer.« Ich fragte dumm: »Ihnen dienen? Wo?« »In ihrer Stadt!« »Aber wie lange?« »Ich habe es dir doch gesagt: Für immer!« Ihre Worte erschütterten mich, aber ihr Gesichtsausdruck war noch schockierender. Das Gesicht zeigte eine Art von hingebender Demut, es zeigte den Ausdruck eines Menschen, der seine geheime Liebe umarmt. Verwirrt fragte ich: »Wissen das deine Eltern?« »Natürlich!« Ich wußte, daß sie traurig gewesen waren, weil ihre Söhne für wenige Jahre in die Fremde mußten, um in einem anderen Haus die Ritterschaft zu erlernen. Und dies hier war ihre Tochter, die sie noch inniger liebten, und gerade die Tochter sollte zu den Tripoden gehen und niemals wiederkommen . . . Und ich hatte gesehen, daß die Eltern den ganzen Tag über glücklich und

voller Freude gewesen waren. Es war ungeheuerlich! Da brach es aus mir heraus: »Das darfst du nicht! Ich laß das nicht zu!« Sie lächelte mich an und schüttelte ganz leicht den Kopf, wie ein Erwachsener, der dem Geplapper eines kleinen Kindes zuhört. »Komm mit mir«, sagte ich. »Wir gehen dorthin, wo es keine

Tripoden gibt. Komm! Sofort!« Sie antwortete: »Wenn du erst geweiht bist, wirst du es verstehen.« »Ich will nicht geweiht werden!« »Du wirst es schon verstehen!« Sie seufzte: »Ich bin ja so glücklich!« Sie trat auf mich zu und küßte mich. Es war ein ganz leichter Kuß auf die Wange. »So glücklich«, wiederholte sie. Sie ging zur Tür zurück, und ich blieb hilflos stehen. »Ich muß jetzt gehen, Will. Leb wohl! Und vergiß mich nicht. Ich werde dich nicht vergessen.« Dann war sie zur Tür hinaus, und ihre Füße tappten den Flur entlang, ehe ich mich aus meiner Erstarrung lösen konnte. Ich ging zur Tür, aber der Gang war leer. Ich rief, doch nur das Echo meiner Stimme hallte von den Mauern zurück. Ich ging sogar ein paar Schritte hinter ihr her, bevor ich stehenblieb. Es hatte keinen Sinn! Nicht etwa, weil ich anderen Leuten in die

Arme laufen würde, nein, wegen Eloise selbst. »Ich werde dich nicht vergessen«, hatte sie gesagt! Dabei hatte sie mich schon vergessen, jedenfalls in dem Sinn, auf den es wirklich ankam. Ihr ganzes Denken war auf die Tripoden ausgerichtet. Ihre Herren hatten gerufen, und sie ging freudig zu ihnen.

Ich ging in mein Zimmer zurück, zog mich aus und versuchte zu schlafen. Aber mein Entsetzen war zu groß! Mein Entsetzen über das, was mit Eloise geschehen war! Mein Entsetzen über die Wesen, die anderen so etwas antun

konnten. Vor allem war ich entsetzt darüber, daß ich beinahe aufgegeben hätte - nein, mich fast weggeworfen hätte -, etwas getan hätte, neben dem ein Selbstmord noch gut und edel aussah. Was geschehen war, war nicht Eloises Schuld, Wie tausend andere auch hatte sie die Weihe als selbstverständlich hingenommen, sie verstand es nicht besser, und sie hatte keine Wahl gehabt. Aber ich hatte es gewußt, ich hatte die Wahl. Ich erinnerte mich an Bohnenstanges ausdrucksloses Gesicht und Henrys Verachtung, als wir uns zuletzt gesehen hatten, und ich schämte mich. Der Lärm der Zecher unten im Schloßhof hatte schon lange aufgehört. Noch immer wälzte ich mich schlaflos im Bett. Als das Sternenlicht verblaßte und es langsam dämmerte, hörte ich mit meinen sinnlosen Selbstanklagen auf und machte Pläne.

Als ich leise die Treppe hinunterschlüch, war es im Hause dunkel, aber von draußen drang ein schwacher Schimmer herein, so daß ich meinen Weg gerade noch erkennen konnte. Niemand war wach, noch wenigstens zwei Stunden lang würde alles schlafen. Selbst die Diener schliefen an den Turniertagen länger als sonst. Ich schllich in die Küche. Einer der Diener lag schnarchend unter dem Tisch. Er war wohl zu betrunken gewesen, um noch ins Bett zu finden. Es bestand sicher keine Gefahr, daß er aufwachte.

Ich hatte einen Kissenbezug von meinem Bett mitgenommen und stopfte die Reste vom Festmahl des gestrigen Abends hinein: zwei gebratene Hühner, einen halben Truthahn, Brotlaibe, Käse und kalte Würste. Dann ging ich zu den Ställen.

Dort war die Gefahr größer. Die Stallburschen schliefen gegenüber den Pferdeboxen. Selbst eine geringe Unruhe unter den Pferden würde sie aufwecken, auch wenn sie sicherlich viel getrunken hatten. Ich wollte das Pferd holen, an das ich mich bei den Spazierritten mit Eloise gewöhnt hatte. Es war ein kastanienfarbener Ponywallach, der Aristide hieß, ein etwas nervöses Tier, aber wir hatten uns gut aneinander gewöhnt. Darauf vertraute ich. Er blieb ruhig stehen und schnaubte nur leise, als ich ihn losband. Wie ein Lamm kam er mit. Glücklicherweise lag Stroh auf dem Boden und dämpfte das Klappern der Hufe. An der Tür hob ich den Sattel vom Holzbock, dann waren wir draußen. Ich führte ihn aus dem Schloßtor hinaus und den Hügel hinunter, ehe ich ihn sattelte. Er wieherte, aber ich hatte vermutet, daß wir hier weit genug weg waren und es niemand mehr hören konnte. Ich stopfte den oberen Teil des Kissenbezugs unter den Sattelgurt und zog ihn fest. Ehe ich aufsaß, schaute ich mich um. Hinter mir lag das dunkle, schlafende Schloß, vor mir befand sich der Turnierplatz. Die kleinen Wimpel auf den Zeltdächern bewegten sich leicht im Morgenwind. Links von mir - ich hatte den Dreibeiner vergessen, vielleicht hatte ich sogar damit gerechnet, daß er in der Nacht davongestakst wäre, aber er war immer noch da und stand, soweit ich sehen konnte, noch an genau derselben Stelle.

Er war dunkel wie das Schloß, aber schließ er auch so tief? Es sah so aus, aber ich spürte die Spannung der Unsicherheit. Anstatt aufzusitzen und den breiten, langsam bergabführenden Weg hinunterzureiten, führte ich Aristide den steilen, schwierigen Pfad hinab, der sich seitlich am Felsen hinabwand, auf dem das Schloß stand. Wir kamen auf den Wiesen dicht am Fluß heraus. Dort deckte uns eine Baumreihe gegen das Schloß und den Metallriesen, der wie ein Wächter in dem Wasser des anderen Flußarmes stand. Nichts geschah. Endlich saß ich auf, drückte meine Absätze in Aristides Flanken, und wir waren unterwegs.

Es stimmte, was ich Henry und Bohnenstange gesagt hatte. Ihr Verschwinden konnte ein, zwei Tage unbemerkt bleiben, meines würde wesentlich früher auffallen. Es war wahrscheinlich, daß man sogar während des Turniers einen Suchtrupp nach mir aussendete.

Das war auch der Grund gewesen, daß ich das Pferd genommen hatte. Damit konnte ich eine ziemlich große Entfernung Zwischen mich und etwaige Verfolger legen. Wenn sie mich nicht auf den ersten zwanzig Kilometern einholten, war ich wohl in Sicherheit. Zudem gab mir das Pferd die Möglichkeit, Henry und Bohnenstange einzuholen. Ich wußte ungefähr, welche Richtung sie eingeschlagen hatten. Sie hatten zwar einen Tag Vorsprung, aber sie waren zu Fuß. Ich glaubte, jetzt würde es

106

mich nicht mehr stören, wenn sie sich untereinander besser verstanden als mit mir. Im fahlen Licht der Dämmerung fühlte ich genau, daß ich auf mich selbst angewiesen war. Der schmale Weg führte ungefähr ein bis zwei Kilometer am Fluß entlang zur Furt, die ich zum Durchqueren des Wassers benutzen mußte. Ich hatte schon die Hälfte des Weges zurückgelegt, als ich ein Geräusch hinter mir hörte. Es war das dumpfe Dröhnen eines großen Gewichts, das die Erde erzittern ließ. Dann kam es noch einmal und noch einmal. Automatisch, selbst als ich über die Schulter zurückblickte, zwang ich Aristide zum Galopp. Was ich sah, war deutlich und furchtbar. Der Dreibeiner hatte seinen Beobachtungsposten beim Schloß verlassen und stapfte gleichmäßig und unaufhaltsam hinter mir her. Über die nächsten Minuten weiß ich nichts Genaues. Zum Teil kommt es wohl daher, weil ich von einer so entsetzlichen Angst geschüttelt wurde, daß ich nicht mehr klar denken konnte, zum andern lag es sicher an dem, was danach mit mir geschah. Ich kann mich nur noch an den fürchterlichen Augenblick genau erinnern. Das war der Zeitpunkt, an dem ich den kalten aber unendlich beweglichen Metallfühler sich um meine Hüften ringeln und mich vom Pferd heben spürte.

Dann folgt in meiner Erinnerung der verwirrende Eindruck, daß ich durch die Luft gehoben wurde. Ich konnte mich

vor Angst nur schwach wehren und hatte gleichzeitig Furcht davor, daß ich in die Tiefe stürzen würde, sollte ich mich befreien können. Die Erde war schwindelnd tief unter mir, über mir drohte die Unterseite der glänzenden Halbkugel, ich sah die Schwärze der drohenden Öffnung, die mich gleich verschlingen würde. Ich hatte so unbeschreibliche Angst wie nie zuvor und schrie und schrie. Dann war alles schwarz!

Die Sonne brannte auf meinen Augenlidern, erwärmte sie und verwandelte die Schwärze in eine verschwimmendes Rosa. Ich öffnete die Augen und mußte sie sofort gegen die grelle Sonne schützen. Ich lag auf dem Rücken im Gras, die Sonne stand schon über dem Horizont. Es mußte etwa sechs Uhr sein, und es war noch nicht vier gewesen, als . . . Der Dreibeiner!

Die Angst war sofort wieder da, als ich mich erinnerte. Ich wollte mich nicht umschauen, aber ich wußte, daß ich es tun mußte. Der Himmel war blau und leer, nur begrenzt vom Grün der Baumwipfel. Sonst sah ich nichts. Ich stand schwankend auf und blickte in die Ferne. Dort hinten lag das Schloß, und daneben stand wie gestern, als ich Aristide durch das Tor geführt hatte, der Dreibeiner. Er schien leblos zu sein wie das Schloß und fest im Fels verwurzelt. Fünfzig Meter von mir entfernt graste Aristide auf der noch taunassen Wiese und zeigte die zufriedene Gelassenheit eines Pferdes auf einer guten Weide.

Ich ging zu ihm und versuchte in das Durcheinander meiner Gedanken Ordnung zu bringen. Hatte ich mir alles nur eingebildet? War es ein Alptraum nach einem Sturz vom Pferd gewesen? Aber die Erinnerung, durch die Luft gehoben zu werden, sandte mir kalte Schauer den Rücken hinunter. Diesen lebhaften Eindruck konnte ich nicht anzweifeln. Es war tatsächlich geschehen, die Angst und Verzweiflung waren echt gewesen. Aber was bedeutete das? Der Dreibeiner hatte mich hochgehoben! Konnte es sein . . . Ich hob die Hand und befuhrte meinen Kopf. Da waren Haare und die Härte des Schädels, aber kein Metallgeflecht. Ich hatte keine Kappe bekommen! Gleichzeitig mit der unendlichen Erleichterung kam ein Gefühl der Übelkeit, so daß ich stehenbleiben und tief durchatmen mußte. Ich war nur wenige Schritte von Aristide entfernt. Er blickte auf und wieserte, als er mich erkannte.

Nun mußte ich genau überlegen. Im Schloß würde man sich wohl schon regen, zumindest was die Diener betraf. Ich hätte demnach noch ungefähr eine Stunde Zeit, bis man mich in meinem Zimmer vermißte. Wenn ich noch immer fort wollte, durfte ich keine Zeit verlieren. Noch war ich in Sichtweite der Vorwerke. Ich nahm das Pferd am Zügel, drehte den Steigbügel und schwang mich in den Sattel. Nicht weit entfernt schoß das Wasser über die flache Stelle der Furt. Ich drängte Aristide vorwärts, und er gehorchte willig.

Dann wandte ich mich um. Es hatte sich nichts verändert. Der Dreibeiner stand noch still. Diesmal war die Erleichterung nicht lähmend, sondern belebend. Das Wasser spritzte um Aristides Fesseln, der Wind war stärker als zuvor und trug mir einen Duft zu, der mir bekannt vorkam. Dann wußte ich, was es war. Der Busch, der diesen Duft verströmte, wuchs auf der Insel im Fluß, auf der Eloise und ich unser Picknick gemacht hatten. Dort waren wir noch glücklich und zufrieden gewesen, und sie hatte von der Zukunft erzählt.

Ich erreichte das andere Ufer. Ein ebener und gerader Weg führte durch ein langes Roggenfeld. Ich ließ Aristide traben. Ich ritt mehrere Stunden lang, bevor ich mich einigermaßen sicher fühlte. Zuerst war das Land noch menschenleer, aber dann traf ich auf Bauern, die zu ihren Feldern unterwegs waren oder gerade zu arbeiten anfingen. Ganz überraschend stieß ich auf die ersten. Ich trabte um eine Kurve, die durch niedrige Büsche verdeckt war, als sie plötzlich vor mir auftauchten. Ich war verwirrt und wachsam. Aber sie grüßten mich nur, als ich vorbeiritt. Ich wußte, sie grüßten den Sattel und die feine Kleidung, die ich trug, und hielten mich für einen Knappen, der vor dem Frühstück noch einen Spazierritt machte. Trotzdem ging ich danach den Menschen aus dem Weg und war richtig froh, als ich das bebaute Tal verließ und in rauhes, hügeliges Gelände kam, auf dem nur Schafe weideten. Ich hatte genügend Zeit, über die Tripoden nachzudenken. Am meisten verwirrte mich die erstaunliche Tatsache, daß der Dreibeiner mich gefangen und wieder abgesetzt hatte, ohne mir etwas zu tun, ohne mir eine Kappe einzupflanzen. Ich fand keine Erklärung. Ich konnte es nur für eine ihrer Launen halten. Vielleicht war es eine Laune wie damals, als sie die »Orion« umkreisten und vor Wut oder Begeisterung oder einer anderen unverständlichen Erregung heulten und dann über das Wasser hinwegschossen und verschwanden. Diese Wesen waren unmenschlich. Man durfte ihnen keine menschlichen Motive unterschieben. Alles was zählte war, daß ich frei und noch - soweit es die Umstände zuließen - mein eigener Herr war. Ich aß, trank Wasser aus einem Fluß, saß auf und ritt weiter. Ich dachte an die Menschen, die ich im Schloß zurückgelassen hatte. An den Grafen, die Gräfin, die Ritter und die Knappen, die ich kennengelernt hatte, und ich dachte an Eloise. Ich war überzeugt, daß sie mich nicht mehr finden würden. In dem kurzen Gras und der trockenen Erde hinterließen Aristides Hufe keine Spuren, und allzu lange konnten sie vom Turnier nicht wegbleiben, um mich zu verfolgen. Sie schienen weit weg zu sein, nicht nur was die Entfernung anbetrifft, sondern auch als Menschen. Ich erinnerte mich wohl an ihre Freundlichkeit, die Großzügigkeit und Zuneigung der Gräfin, das Lachen des Grafen, an seine schwere Hand auf meiner Schulter, aber irgendwie waren die Erinnerungen unwirklich. Nur nicht bei Eloise. Sie sah ich ganz klar und hörte ihre Stimme, so wie ich sie in den letzten Wochen viele Male gesehen und gehört hatte. Aber das letzte Bild stand am klarsten und grausamsten vor meinen Augen: Es war der Ausdruck auf ihrem Gesicht, als sie mir sagte, sie würde den Tripoden dienen. »Ich bin so glücklich - so glücklich!« Ich stieß Aristide die Absätze in die Flanken, er schnaubte aus Protest, aber dann

galoppierte er über den grünen, sonnenbeschiedenen Abhang eines Hügels. Vor mir wurden die Berge immer höher. Auf der Karte war ein Paß eingezeichnet, und wenn ich - ich hatte mich nach der Sonne orientiert - in die angegebene Richtung geritten war, mußte ich ihn bald sehen. Auf dem Kamm einer Hügelkette zog ich die Zügel an und schaute hinunter. Ich glaubte im Braun und Grün eine Lücke zu erkennen, doch die heiße Luft flimmerte und machte es schwer, etwas genau auszumachen. Aber meine Aufmerksamkeit wurde von etwas anderem gefesselt: Ich sah eine Bewegung ungefähr eineinhalb Kilometer vor mir, eine Gestalt - nein, zwei Menschen kletterten aus dem Tal die gegenüberliegende Seite hinauf. Ich konnte sie noch nicht genau erkennen, aber wer sollte es in dieser verlassenen Gegend sonst sein? Ich ließ Aristide wieder galoppieren. Ehe ich sie erreichte, wandten sie sich, durch das Hufgetrappel erschreckt, um. Aber schon vorher hatte ich sie erkannt. Ich hielt neben ihnen, sprang aus dem Sattel und war in diesem Augenblick stolz auf meine Reiterkünste. Henry starnte mich an, er war völlig überrascht. Bohnenstange sagte: »Will, du bist also doch gekommen.« »Natürlich«, sagte ich. »Habt ihr etwa nicht damit gerechnet?«

## Flucht vor einem Verfolger

Ich erzählte ihnen nichts von Eloise und warum ich meinen Entschluß geändert hatte. Nicht nur, weil ich mich schämte zuzugeben, daß ich ernsthaft mit dem Gedanken gespielt hatte, wegen des schönen Lebens die Weihe in Kauf zu nehmen - ich schämte mich deswegen sehr -, sondern auch, weil ich mit niemandem über Eloise sprechen wollte. Später machte Henry ein paar Anspielungen, die sich eindeutig auf sie bezogen, aber ich überhörte sie. Im Augenblick aber war er durch mein Auftauchen noch viel zu überrascht, um etwas zu sagen.

Meine Erklärung hatte vernünftig und wohldurchdacht geklungen - daß ich es für das beste gehalten hatte, ihnen einen Vorsprung von vierundzwanzig Stunden zu geben, dann ein Pferd zu stehlen und ihnen zu folgen. Das gab uns die größte Chance wegzukommen. Ich erzählte ihnen auch mein Erlebnis mit dem Dreibeiner. Ich hoffte, sie würden es erklären können, oder Bohnenstange würde wenigstens eine Theorie entwickeln. Aber sie waren genauso ratlos wie ich. Bohnenstange wollte unbedingt wissen, ob ich wirklich ins Innere des Dreibeiners gehoben worden war und wie es innen ausgesehen hatte, aber ich konnte mich nicht erinnern. Es war Bohnenstange, der meinte, daß wir Aristide loswerden mußten. Ich hatte darüber noch nicht nachgedacht, sondern mir nur ungefähr vorgestellt, daß ich die Jungen - falls ich sie finde - großzügig abwechselnd reiten lassen würde, selbst aber der Besitzer bliebe. Aber was Bohnenstange sagte, war richtig. Drei Jungen und ein Pferd boten ein Bild, das, anders als bei drei Jungen zu Fuß oder einem Jungen auf einem Pferd, bei jedem, der es sah, Verwunderung auslösen mußte.

Zögernd sah ich ein, daß ich Aristide nicht behalten konnte. Wir nahmen ihm den Sattel ab, weil im Leder das Wappen des Tour Rouge eingeschnitten war, versteckten ihn hinter einem hohen Stein und warfen Erde und Steine darauf, um ihn ein wenig zu verbergen. Er würde irgendwann gefunden werden, aber nicht früher als Aristide.

Aristide war ein schönes Pferd, und wer immer ihn frei herumlaufend und ohne Zaumzeug fand, würde vermutlich nicht allzusehr nach seinem Besitzer suchen. Ich nahm ihm die Zügel ab, und er warf den Kopf hoch. Dann gab ich ihm einen harten Klaps auf den Schenkel. Er drehte sich um, trottete ein paar Meter weg, blieb stehen und schaute mich an. Ich glaubte schon, er wolle mich nicht verlassen und suchte nach einer Ausrede, um ihn noch länger zu behalten, aber er wieherte, warf seinen Kopf wieder hoch und trabte nach Norden davon. Ich wandte mich ab, weil ich nicht sehen wollte, wie er zwischen den Felsen verschwand.

Dann zogen wir - wieder zu dritt - gemeinsam los. Ich war froh, daß ich wieder bei ihnen war, und sagte nichts, als Henry, der sich inzwischen erholt hatte, ein paar spitze Bemerkungen machte, wie schwer es doch sein müsse, den Luxus und die Bequemlichkeit, die ich im Schloß gehabt hätte, zurückzulassen. Es war Bohnenstange, der dazwischenfuhr und ihn zum Schweigen brachte.

Ich hatte den Eindruck, daß er es als selbstverständlich ansah, daß er in unseren kleinen Gruppe der Führer war, falls es so etwas bei uns überhaupt gab. Ich hatte keine Lust, das anzufechten, jedenfalls nicht im Augenblick.

Ich fand das Gehen ermüdend - man bewegte ganz andere Muskeln als beim Reiten. Mir wurde klar, daß ich durch meine Krankheit und die bequeme Erholungszeit meine Kondition völlig verloren hatte. Doch ich biß die Zähne zusammen, hielt mit den anderen mit und versuchte meine Müdigkeit nicht zu zeigen. Aber ich war doch froh, als Bohnenstange vorschlug, eine Pause zu machen, damit wir essen und uns ausruhen konnten.

Auch in der Nacht, als wir im Freien unter den Sternen schliefen, auf der harten Erde statt der weichen Matratze, an die ich mich so gewöhnt hatte, tat ich mir selbst ein wenig leid. Aber ich war so müde, daß ich nicht lange wach blieb, zumal ich die vorige Nacht nicht geschlafen hatte. Doch am Morgen tat mir jeder einzelne Knochen so weh, als hätte mich jemand die ganze Zeit getreten. Der Tag war wieder sehr schön, aber der leichte Wind, der uns gestern noch Kühlung gebracht hatte, fehlte. Es war der vierte und letzte Tag des Turniers. Heute würden das »melee« und das Ringstechen stattfinden. Eloise würde noch immer ihre Krone tragen und den Rittern ihre Preise überreichen.

Aber übermorgen ...

Wir kamen kurz nach unserem Aufbruch zu dem Paß, der in der Karte eingezeichnet war. Wir folgten einem Fluß, der aus den Hügeln kam und dessen Lauf an manchen Stellen von sprühenden Wasserfällen unterbrochen wurde. Einige davon waren ziemlich groß. Nach der Karte sollte weiter oben ein zweiter Fluß auf der rechten Seite nahe an den ersten herankommen und eine Zeitlang fast parallel dazu fließen. Noch vor dem Abend kamen wir an diese Stelle.

Dieser zweite Fluß war, abgesehen von wenigen Stellen, an denen er die Uferbefestigung durchbrochen hatte, merkwürdig gerade und von immer gleicher Breite. Zudem floß er auf verschiedenen Ebenen. Die Höhenunterschiede waren durch Installationen gekennzeichnet, die ganz bestimmt von den Vorfahren gebaut worden waren. Sie bestanden aus faulendem Holz, rostenden Eisenrädern und ähnlichen Dingen. Natürlich fand Bohnenstange eine zufriedenstellende Erklärung. Nach seiner Meinung hatten Menschen den zweiten Fluß gemacht, indem sie das Flußbett aushoben und das Wasser wahrscheinlich vom Hauptfluß ableiteten. Er zeigte uns als Beweis, daß unter dem Gras und den anderen Pflanzen, die die Ufer überwucherten, sorgfältig gemauerte Ziegelsteine lagen. Was die Anlagen betraf, so dienten sie dazu, die Schiffe von einer Ebene auf die andere zu bringen - man brauchte nur die kurze Strecke zwischen zwei Abteilungen, die auf verschiedenen Ebenen lagen, mit Wasser zu füllen oder das Wasser abzulassen. Entsprechend würden die Schiffe hochgehoben oder herabgelassen werden. So wie er es erklärte, klang es ganz vernünftig, aber er konnte ja immer die phantastischsten Dinge natürlich erscheinen lassen. Er war ganz begeistert, als wir am Fluß entlanggingen. Dies könnte eine »Schmand Bahn« auf dem Wasser gewesen sein. Nein, er war überzeugt, daß es eine gewesen war. Boote hatten die Wagen gezogen, und an den Stellen, wo die Eisenräder und die anderen merkwürdigen Gerätschaften lagen, waren die Leute aus- und eingestiegen.

»Und dein Dampfkessel hat sie gezogen?« fragte Henry. »Warum nicht? Jedenfalls hatten sie genug Wasser dafür.« Ich bemerkte: »Dann sind aber einige Haltestellen sehr nahe beieinander gewesen, andere waren wieder kilometerweit voneinander entfernt. Außerdem gibt es keine Anzeichen dafür, daß hier mal Dörfer waren. Nur hier und da steht die Ruine einer Hütte, meist nicht einmal das!«

Bohnstange erwiederte ungehalten: »Man kann nicht alles verstehen, was die Vorfahren taten. Aber sie bauten diesen Fluß, das ist sicher. Und sie müssen ihn auch benutzt haben. Man kann den Fluß bestimmt sogar noch reparieren.«

An der Stelle, wo der gerade Fluß ganz scharf nach Norden abbog, verließen wir ihn. Das vor uns liegende Land war noch unwirtlicher als das, durch das wir schon gezogen waren, und wir sahen kein Zeichen von Landwirtschaft oder menschlichen Behausungen. Nun wurde die Nahrung auch wieder zu einem Problem. Alles, was wir vom Schloß mitgenommen hatten, war aufgegessen, und an Beeren gab es so gut wie nichts. Als wir schon sehr hungrig waren, stießen wir auf das Nest eines Wildhuhns. Es saß auf vierzehn Eiern und hatte sie schon angebrüllt. Unser Hunger zwang uns, zehn Eier hinunterzuwürgen, die anderen waren ungenießbar. Viel lieber hätten wir die Henne selbst gegessen, aber wir konnten sie nicht einfangen. Endlich erblickten wir von den Hügeln aus ein breites grünes Tal, durch das sich ein großer Fluß wand. In weiter Ferne erhoben sich neue Hügel. Dahinter lagen nach der Karte die Weißen Berge, unser Reiseziel. Wir waren von weither gekommen, und wir mußten noch weit gehen. Das Tal vor uns war von den Feldern wie gemustert. Man konnte Häuser, Bauernhöfe und Dörfer erkennen. Dort gab es etwas zu essen. Die Nahrungsbeschaffung war schwieriger, als wir erwartet hatten. Unsere ersten drei Versuche, etwas zu stehlen, wurden vereitelt. Zweimal verscheuchten uns bellende Hunde, das drittemal kam der Bauer hinter uns hergerannt, als wir durch seinen Garten davonstolperten. Wir fanden ein Kartoffelfeld und stillten den schlimmsten Hunger. Aber rohe Kartoffeln sind nicht das richtige, wenn man marschieren muß. Unglücklich dachte ich an die schönen Dinge, die im Schloß einfach weggeworfen wurden. Ich rechnete aus, daß dies der Tag der Weihe sein mußte. Die Festesfreude würde noch größer sein als am eigentlichen Turnier. Aber dann fiel mir Eloise wieder ein, die bei diesem Fest schon nicht mehr dabeisein würde. Es gab schlimmeres als Hunger, schlimmere Schmerzen als körperliches Unbehagen. Am nächsten Tag wendete sich das Blatt. Wir hatten schon mehr als die Hälfte des Tals durchquert (wir hatten den Fluß durchschwommen und ließen uns von der Sonne trocknen, während wir erschöpft auf dem anderen Ufer lagen) und bewegten uns schon wieder auf höherem Gelände. Wir kamen an ein Dorf und schlügen einen weiten Bogen, aber selbst aus der Ferne konnten wir die emsige Geschäftigkeit sehen. Flaggen und Banner flatterten für ein besonderes Fest. Ich dachte an die Weihe, aber Bohnenstange glaubte, daß es eher einer der Kirchenfeiertage war, die man in diesem Land feierte. Es gab hier viel mehr davon als in England.

Wir schauten eine Weile zu und beobachteten dabei, wie ein Bauernhaus in unserer Nähe von seinen Bewohnern verlassen wurde. Zwei zweisitzige Kutschen fuhren vor der Tür vor, die Pferde waren mit Bändern geschmückt, und die Leute, sonntäglich gekleidet, stiegen ein. Sie sahen wohlhabend und, was wichtiger war, gut genährt aus. Ich fragte hungrig: »Meint ihr, daß alle gegangen sind?«

Wir warteten, bis die Kutschen außer Sicht waren, ehe wir uns vorwagten. Bohnenstange ging zum Haus, während Henry und ich in der Nähe warteten. Wenn noch jemand im Haus war, würde Bohnenstange sich entschuldigen und zurückkommen. Wenn nicht ...

Nicht einmal ein Hund war noch da. Vielleicht hatten sie ihn zum Fest mitgenommen. Um ins Haus hineinzukommen, brauchten wir nichts zu zerstören. Die Leute hatten ein schmales Fenster offengelassen, und ich konnte mich hindurchwinden und die Türriegel von innen aufziehen.

Wir gingen sofort in die Speisekammer und verputzten eine halbe gebratene Gans, etwas geschmortes Schweinefleisch, und zum Schluß aßen wir Sülze auf knusprigem Brot. Nachdem wir gegessen hatten, soviel wir konnten, füllten wir unsere Beutel und zogen satt und zufrieden weiter.

Und wie stand es mit unserem Gewissen? Es war der größte Raubzug oder Diebstahl, wenn man so will, den wir bisher unternommen hatten. Im Dorf läuteten noch immer die Glocken, und eine Prozession bewegte sich langsam die Hauptstraße entlang. Die Kinder waren weiß gekleidet und gingen voran, die Erwachsenen kamen dahinter. Wahrscheinlich waren der Bauer und seine Frau auch dabei. Wenn sie heimkehrten, würden sie die geleerte Speisekammer vorfinden.

Ich konnte mir in solch einem Fall die Traurigkeit meiner Mutter und die Verachtung meines Vaters gegenüber den Dieben vorstellen. In Wherton wurde kein Fremder hungrig weggeschickt, aber die Regeln von Dein und Mein waren heilig.

Der Unterschied war nur, daß wir nicht nur Fremde waren, wir waren Gesetzlose. Auf unsere bescheidene Art führten wir Krieg: direkt gegen die Tripoden und indirekt gegen alle, die aus welchen Gründen auch immer, diese Herrscher der Welt unterstützten. Das schloß auch diejenigen ein - ich zwang mich dazu, es einzusehen -, die ich im Schloß de la Tour Rouge kannte und gern hatte. Jedermann in diesem Land, durch das wir zogen, war unser Feind. Wir mußten mit Hilfe unseres Verstandes und unserer Pfiffigkeit überleben, keine der alten Regeln konnte daher gelten.

Später sahen wir einen Dreibeiner das Tal entlangkommen. Er war der erste, den wir seit Tagen erblickten. Ich dachte, daß Bohnenstange unrecht hätte und der Dreibeiner nur zur Weihe gekommen sei, aber er blieb weit vom Dorf entfernt etwa einen Kilometer hinter uns stehen. Er stand bewegungslos und scheinbar leblos, wie damals beim Schloß.

Wir gingen etwas schneller als vorher und blieben in Deckung, so gut es ging. Eigentlich war das unsinnig, denn es gab keinen Grund anzunehmen, daß er sich für uns interessierte oder uns überhaupt sah. Er gab auch kein Zeichen von sich, daß er uns folgen wollte. Nach etwas über einer Stunde waren wir so weit, daß wir ihn nicht mehr sehen konnten. Am nächsten Morgen sahen wir denselben oder einen ähnlichen Dreibeiner, und wieder stellte er sich in einiger Entfernung von uns auf und blieb ruhig stehen. Wir zogen weiter und ließen ihn wieder zurück. Der Himmel hatte sich bezogen, und ein scharfer Wind war aufgekommen. Wir aßen alles auf, was wir vom Bauernhof mitgenommen hatten - Bohnenstange wollte es einteilen, aber diesmal überstimmten wir ihn - und fanden den ganzen Tag lang nichts mehr. Wir waren wieder hungrig. Vielleicht war es nur noch schlimmer, weil wir am Tag zuvor so gut gegessen hatten. Gegen Abend stiegen wir durch Felder einen Hügel hinauf, auf dem die Pflanzen in engen Reihen wuchsen. Sie wurden durch Stangen gestützt, und unter den Blättern versteckten sich kleine, grüne Fruchttrauben. Wenn sie ausgewachsen und reif waren, würde man sie pflücken, den Saft auspressen und Wein daraus machen. In der Umgebung des Schlosses waren ein paar dieser Felder gewesen, aber hier staunte ich über ihre große Zahl. Die Felder stiegen terrassenförmig am Hügel hinauf, um den Regen und die Sonnenstrahlen am besten einzufangen. Ich war hungrig genug, um ein paar größere Beeren zu probieren, aber sie waren hart und sauer, und ich mußte sie wieder ausspucken.

Bisher hatten wir im Freien geschlafen, aber nun änderte sich das Wetter, und wir hielten es für besser, einen Unterschlupf für die Nacht zu suchen. An einer Stelle ließen mehrere Felder zusammen, und dort entdeckten wir eine primitive Hütte. Wir dachten an unsere letzte Erfahrung und zögerten hineinzugehen. Aber Bohnenstange versicherte uns, daß die Hütte nur zur Erntezeit gebraucht würde. In der Nähe war auch wirklich kein Haus zu sehen. Endlose Reihen von Pflanzen und Stützstangen zogen sich in die Dämmerung hinein.

Die Hütte war völlig leer, nicht einmal ein Tisch oder ein Stuhl stand darin. Aber das Dach würde den schlimmsten Regen abhalten, auch wenn es an einigen Stellen Löcher hatte und man den Himmel sehen konnte.

Wir waren erleichtert, daß wir eine Unterkunft gefunden hatten, und als wir herumstöberten, fanden wir sogar etwas zu essen. Aber es war kaum genießbar. An langen Stricken hingen aufgereihte Zwiebeln, wie die, die blaugekleidete Männer von der anderen Seite des Meeres manchmal in Wherton verkauften. Aber diese hier waren verschrumpelt und trocken, oft sogar verfault. Wahrscheinlich waren sie bei der letzten Ernte von den Arbeitern hierhergebracht worden. Wir verstanden nur nicht, warum man sie zurückgelassen hatte. Auf jeden Fall besänftigten sie das schlimmste Knurren unserer Mägen. Wir saßen in der Tür und kauten die Zwiebeln und beobachteten, wie das Tageslicht hinter der Hügelkette schwächer wurde. Es war friedlich, und obwohl wir nur vertrocknete Zwiebeln zum Abendessen hatten und auf einem harten Boden schlafen mußten, war ich zufriedener als jemals zuvor, seit ich das Schloß verlassen hatte. Ich dachte immer weniger an die Dinge, die mich beunruhigt hatten - die schöne Zeit im Schloß verblaßte mehr und mehr. Wir kamen gut voran. Nur noch wenige Tage, und wir würden dicht vor den Bergen sein. Henry ging um die Hütte herum auf die andere Seite, und einen Augenblick später rief er uns zu, wir

sollten ebenfalls kommen. Er brauchte uns nicht erst aufmerksam zu machen. Der Dreibeiner stand unbeweglich am Fuß des Hügels, nicht ganz einen halben Kilometer entfernt. Henry fragte: »Was meint ihr, ist es derselbe?« Ich antwortete: »Er stand nicht dort, als wir zur Hütte kamen. Ich habe nachgesehen.«

Henry sagte unsicher: »Natürlich, sie sehen alle gleich aus.« »Wir müssen weiter,« meinte Bohnenstange. »Es kann Zufall sein, aber es ist besser, wenn wir kein Risiko eingehen.« Wir verließen die Hütte und stiegen weiter den Hügel hinauf. In der Nacht legten wir uns in einen Graben. Ich schlief schlecht, aber glücklicherweise regnete es nicht. Aber ich glaube, daß ich in der Hütte überhaupt nicht geschlafen hätte, weil ich wußte, daß der riesige Wächter draußen aufpaßte. Der Dreibeiner war nicht in Sicht, als wir am Morgen aufbrachen, aber kurz nachdem wir unsere Mittagspause angefangen hatten, stampfte er oder ein anderer hinter uns über den Hügel und blieb wieder in der nun schon gewohnten Entfernung stehen.

Ich fühlte, wie meine Beine zitterten. Bohnenstange sagte: »Wir müssen ihn loswerden.« »Ja,« antwortete Henry, »aber wie?« »Vielleicht machen wir es ihm zu leicht,« überlegte Bohnenstange, »weil wir immer in offenem Gelände bleiben.« Vor uns lagen Felder, einige waren mit Wein, andere mit Getreide bebaut. Links, etwas von unserer eigentlichen Richtung abweichend, standen Bäume. Es sah wie der Rand eines Waldes aus, der sich über die dahinterliegenden Hügel hinzog. Bohnenstange sagte: »Wir werden ja merken, ob er uns durch Zweige und Blätter hindurch sehen kann.« Bevor wir den Wald erreichten, kamen wir an ein Zuckerrübenfeld und füllten unsere Beutel, weil wir vermuteten, daß wir wenig Möglichkeiten haben würden, andere Nahrung zu finden. Es war eine große Erleichterung, versteckt zu sein. Das grüne Dach über unseren Köpfen war sehr dicht. Nur vereinzelt sahen wir den Himmel, die Sonne schien überhaupt nicht hindurch. Natürlich war das Vorwärtskommen schwieriger und ermüdender. An einigen Stellen standen die Bäume sehr dicht, an anderen war das Unterholz so verfilzt, daß wir drumherum gehen mußten, anstatt uns einen Weg mitten hindurch zu bahnen. Zuerst rechneten wir damit, den Dreibeiner hinter uns durch den Wald brechen zu hören, aber als die Stunden vergingen und wir nur die normalen Geräusche des Waldes hörten - Vogelgezwitscher, das Keckern eines Eichhörnchens, ein fernes Grunzen, wohl von einem Wildschwein -, fühlten wir uns immer sicherer, und uns war es nun gleichgültig, ob wir verfolgt wurden oder nicht.

Wir blieben die Nacht über im Wald und beendeten unseren Tagesmarsch früher als sonst, weil wir das Glück hatten, auf eine Waldarbeiterhütte zu stoßen. Wir fanden etwas Spanholz, und ich machte Feuer. Henry entdeckte zwei Drahtschlingen an der Wand und stellte sie vor Kaninchenlöchern auf. Er fing eines, als es zur Nacht herauskam, und wir häuteten es ab und brieten es über den brennenden Scheiten. Wir aßen das Kaninchen ganz auf. Zwar hatten wir noch ein paar Rüben, aber inzwischen konnten wir sie nicht mehr ausstehen.

Am nächsten Morgen gingen wir wieder in Richtung des offenen Geländes und erreichten es nach etwa einer Stunde. Wir konnten keinen Dreibeiner entdecken und marschierten in guter Laune weiter. Wir kamen durch ein Gebiet, daß ziemlich wild war und wenig bebautes Land aufwies. Auf den wenigen Wiesen grasten Kühe und Ziegen, manchmal kamen wir an ein Kartoffelfeld, aber meistens gingen wir durch Moorgelände mit Latschenkiefern und niedrigen Büschen. Darunter war auch ein Gebüsch, das viele blaue Beeren trug, die einen feinen süßen Geschmack hatten. Wir aßen davon, soviel wir konnten, und füllten unsere Beutel mit kleinen Kartoffeln.

Das Land stieg gleichmäßig an und wurde ebenso gleichmäßig karger. Der dichte Wald wuchs nicht so hoch hinauf, aber hier und da standen Gruppen von Fichten, die so etwas wie einen kleinen Wald bildeten. Wir gingen durch die sanfte Stille. Selbst der Gesang der Vögel war gedämpft und weit weg.

Gegen Abend kamen wir zu einem Felsgrat, hinter dem - etwa hundert Meter tiefer - die Fichten erst vor kurzem gefällt worden waren. Die Stümpfe schimmerten weiß von den Axthieben, und viele Stämme lagen noch herum und warteten darauf, daß sie weggeschleppt wurden.

Es war ein günstiger Aussichtspunkt. Wir sahen das abfallende Land und hinter den Wipfeln der wenigen Bäume noch höher aufragende Hügel. Und hinter ihnen, so fern, scheinbar winzig und doch so majestatisch, waren weiße Spitzen zu erkennen, die durch die untergehende Sonne mit einem sanften Rosa überzogen waren und sich stark vom tiefen Blau des Himmels abhoben. Ich war von dem Gedanken begeistert, daß es Schnee war, endlich sahen wir die Weißen Berge. Henry sagte, und es klang ehrfürchtig: »Sie müssen kilometerhoch sein!« »Ich glaube schon.« Ich fühlte mich richtig wohl bei ihrem Anblick. Sie schienen die metallenen Ungeheuer herauszufordern, die frei und allmächtig über das flache Land stapften. Nun konnte ich glauben, ganz fest glauben, daß sich dort Menschen verstecken und frei bleiben konnten. Ich dachte darüber nach, als sich Bohnenstange plötzlich bewegte. »Horch mal!«

Ich hörte es auch und drehte mich um. Der Lärm war hinter uns und weit entfernt, aber ich wußte, was es war: das Krachen und Splittern von Holz unter dem harten Druck von Metall - die riesigen Füße stampften durch den Fichtenwald hinauf. Plötzlich war alles ruhig, und wir konnten den Dreibeiner durch eine schmale Lücke zwischen den Bäumen gegen den Hintergrund des Himmels erkennen.

Bohnenstange sagte: »Wir waren den ganzen Nachmittag über in Deckung und sind es auch jetzt noch. Und trotzdem weiß er genau, wo wir sind.« Ich sagte verzweifelt: »Es könnte Zufall sein!« »Zweimal, ja. Vielleicht sogar ein

drittes Mal. Aber nicht, wenn es immer wieder passiert, immer wieder und immer wieder. Er folgt uns wie ein Hund einer Spur.« Henry sagte: »Das ist unmöglich!« »Wo es keine andere Erklärung gibt, ist das Unmögliche wahr.« »Aber warum folgt er uns? Warum kommt er nicht und fängt uns ein?« »Wer kann sagen, was in ihren Köpfen vorgeht?« fragte Bohnenstange. »Es kann doch sein, daß er wissen will, was wir tun - wohin wir gehen?« Unsere Hochstimmung war verflogen. Die Weißen Berge lagen vor uns. Sie würden uns auch eine Zuflucht bieten, aber sie waren noch viele Tagesmärsche entfernt. Der Dreibeiner aber stand dicht vor uns, nur ein paar Schritte seiner riesigen Beine. Henry fragte: »Was sollen wir tun?« »Wir müssen ruhig bleiben«, antwortete Bohnenstange. »Bisher begnügt er sich damit, uns zu folgen. Das gibt uns Zeit, aber vielleicht nicht viel Zeit.«

Wir gingen den Abhang hinunter. Der Dreibeiner bewegte sich nicht vom Fleck, aber uns täuschte er nicht mehr. In mutlosem Schweigen gingen wir weiter. Ich überlegte, wie man ihn abschütteln könnte, aber je schärfer ich nachdachte, desto hoffnungsloser erschien unsere Lage. Ich konnte nur hoffen, daß die beiden anderen einen Ausweg fanden. Bohnenstange wenigstens. Natürlich, Bohnenstange würde einen Ausweg finden. Aber als wir am Abend Schluß machten, hatte er auch noch keinen Plan. Wir schliefen unter einer Fichte. Es war trocken und für die Höhe erstaunlich warm. Der Boden war mit Nadeln bedeckt - im Laufe der Jahre war es ein zentimeterdickes Polster geworden - und war weicher als alles, auf dem ich seit der Zeit im Schloß geschlafen hatte. Aber heute war das kein Trost.

## Wir kämpfen

Der Morgen war trüb und entsprach unserer Stimmung. Die Fichten waren von einem kalten, dünnen und grauen Nebel eingehüllt, und wir erwachten zitternd, noch ehe das Tageslicht da war. Wir stolperten zwischen den Bäumen hindurch und hofften, durch die Bewegung warm zu werden. Lustlos kauten wir an unseren rohen Kartoffeln. Am Abend zuvor konnten wir das Tal noch zum größten Teil überblicken, aber jetzt war es vollkommen verhüllt. Es wurde langsam heller, aber die Sicht war wegen des Nebels nach wie vor begrenzt. Wir sahen ein paar Meter weit, und dahinter verschmolzen die Stämme im grauen Hintergrund.

Natürlich war der Dreibeiner nirgends zu entdecken. Wir hörten auch nichts. Der einzige Laut kam von unseren Schritten, und die waren durch die dicke Tannennadelschicht so gedämpft, daß man uns sicher nicht über die Sichtweite hinaus hören konnte, wenn es überhaupt so weit war. Einen Tag vorher hätte es uns noch Mut gemacht, aber jetzt waren wir überzeugt, daß es nichts ausmachte. Im Augenblick war unser Verfolger nicht zu sehen und nicht zu hören. Aber das war vorher schon einmal einen ganzen Tag lang so gewesen, und dann war er durch den dichten Wald gekommen und hatte über uns gestanden.

Wir kamen aus dem Wald in hohes Gras, und unsere Füße und Beine waren im Nu durchnäßt. Es war sehr kalt. Wir gingen wesentlich schneller als gewöhnlich, aber die Bewegung hatte uns nicht erwärmt. Ich fror, und meine Zähne klapperten. Wir redeten nicht viel, und das, was wir sagten, klang hoffnungslos und verzweifelt. Es hatte keinen Sinn, Bohnenstange zu fragen, ob er einen Ausweg gefunden hatte. Ein Blick auf sein langes trauriges Gesicht überzeugte mich sofort, daß er auch nicht weiter wußte.

Wir waren im Tal angekommen und wandten uns nach Westen. Nach der Karte mußten wir dem Tal mehrere Kilometer weit folgen, um einen leichteren Aufstieg zu finden. Wir gingen immer noch nach der Karte, weil wir nicht wußten, was wir sonst tun sollten. Wir hörten das einsame Gurgeln und Rauschen von Wasser, kamen an einen Fluß und folgten ihm. Wir waren mehrere Stunden unterwegs, ich war naß und mich fror wie am Anfang, aber ich war viel hungriger geworden. Nirgends gab es ein Zeichen von Nahrung oder Leben. Dann hob sich langsam der Nebel. Das schmutzige Grau wurde weißer, durchsichtiger, glänzte wie Silber, Helligkeit fiel in einzelnen Streifen auf das bewegte Wasser und verschwand wieder. Unsere Stimmung wurde besser, und als die Sonne auftauchte, erst als silberne Scheibe, dann in brennendem Gold, waren wir fast wieder guter Laune. Ich machte mir vor, daß der Dreibeiner vielleicht doch keine geheime Möglichkeit hatte, um uns zu folgen. Vielleicht hatte er uns nur durch sinnliche Wahrnehmungen - Hören und Sehen - immer wieder gefunden. Vielleicht waren seine Sinne auch viel besser als unsere eigenen. Und wenn das so war, hatten wir ihn dann nicht durch unseren langen Nebelmarsch abgeschüttelt? Das war sicher keine begründete Hoffnung, aber es half mir, mich besser zu fühlen. Der letzte Rest des Nebels verschwand in der Ferne, und wir durchquerten ein bereits sonnendurchglühtes Tal. Die Hügelketten auf beiden Seiten waren in niedrigen weißen Wolken versteckt. Die Vögel sangen, wir waren vollkommen allein.

Bis ich auf dem hinter uns liegenden Hügel ein fernes Krachen hörte. Ich drehte mich um und sah ihn, halb versteckt in den Wolken, aber in erschreckender Deutlichkeit.

Am Nachmittag fanden wir Büschel von Meerrettich, zogen sie aus dem Boden und aßen die Wurzeln. Der Geschmack war bitter und scharf, aber es war etwas zu essen. Wir hatten inzwischen das Tal verlassen und stiegen durch niedriges Unterholz einen sanften Hügel hinauf. Der Dreibeiner war wieder außer Sichtweite. Aber wir hatten

ihn nicht vergessen. Das hoffnungslose Gefühl, in einer Falle zu sitzen, die irgendwann einmal zuschnappen würde, wurde ständig stärker.

In Wherton war ich bei den Fuchs jagden immer zu Fuß hinterher gelaufen, aber nach diesem Erlebnis würde ich bestimmt keine Freude mehr daran haben. Selbst die Sonne konnte mich nicht mehr aufmuntern, obwohl sie heißer denn je vom Himmel brannte. Bohnenstange machte halt, als sie im Westen stand und ihre Strahlen immer länger wurden. Ausgepumpt und erschöpft ließ ich mich ins Gras fallen. Die beiden anderen begannen nach kurzer Pause etwas zu essen zu suchen, aber ich rührte mich nicht. Ich lag mit geschlossenen Augen auf dem Rücken und hatte die Hände unter dem Kopf verschränkt. Ich rührte mich auch dann nicht, als die beiden zurückkamen und sich darüber stritten, ob man Schlangen essen konnte oder nicht. Henry hatte eine gesehen, sie aber nicht getötet. Der Streit ging außerdem darum, ob man sie vielleicht sogar roh essen könnte, denn wir hatten keine Möglichkeit, ein Feuer zu machen. Ich hielt meine Augen weiter geschlossen. Plötzlich sagte Henry in einem anderen, schärferen Ton: »He, was ist denn das?« Ich war überzeugt, daß es nichts von Bedeutung war. Bohnenstange flüsterte etwas, was ich nicht verstand. Dann tuschelten sie miteinander. Ich wandte mein Gesicht der Sonne zu, die bald hinter den Hügeln untergehen würde. Sie flüsterten wieder. Dann sagte Bohnenstange: »Will!« »Ja?« »Unter deinem Arm ist dein Hemd zerrissen.« »Ich weiß. Ich bin an einem Dornenbusch hängengeblieben, als wir vom Fluß heraufkamen.« »Sieh mich an, Will!« Ich öffnete die Augen und sah ihn über mir stehen und mich anstarren. Auf seinem Gesicht lag ein merkwürdiger Ausdruck. »Was hast du unter dem Arm?« Ich setzte mich auf. »Unter dem Arm? Was meinst du?«

»Du hast keine Ahnung?« Ich tastete mit meiner rechten Hand unter dem linken Arm. »Nein, die andere Seite!« Diesmal fuhr ich mit der linken Hand in die rechte Achselhöhle. Ich berührte etwas, das sich nicht wie Fleisch und Haut anfühlte, es war glatter und härter - es war wie ein Metallkopf. Auf der Oberfläche konnte ich kleine Einkerbungen ertasten, es war wie eine Art von Geflecht. Ich verdrehte den Kopf und versuchte, das Metallstück anzusehen, aber es ging nicht. Das Ding war in meine Haut eingebettet, und ich konnte nicht fühlen, wo es aufhörte und wo meine Haut begann. Ich schaute auf und bemerkte, daß mich die beiden scharf beobachteten. »Was ist es?« »Es ist das Metall der Kappen«, sagte Bohnenstange. »Es wächst in der Haut, wie es die Kappen auch tun.« »Der Dreibeiner!« rief ich. »Als er mich außerhalb des Schlosses einfing, meinst du . . .« Ich brauchte den Satz nicht zu beenden. Ihre Gesichter zeigten deutlich, was sie dachten. Ich war verwirrt: »Ihr glaubt doch nicht, daß ich ihn hergeführt habe, daß ich unter seiner Kontrolle stehe?« Henry antwortete: »Wenige Tage, nachdem du uns eingeholt hattest, tauchte er zum erstenmal auf. Seitdem ist er uns ständig gefolgt. Das können wir doch nicht einfach übersehen, oder? Hast du eine andere Erklärung?« Ich starrte ihn an. Die unheimliche Fähigkeit des Dreibeiners, uns immer wieder aufzuspüren, und das Geheimnis des kleinen Metallknopfes, der in meinen Körper eingepflanzt war - man konnte beides nicht voneinander trennen. Es mußte einen Zusammenhang geben. Aber dennoch, meine Gedanken waren frei, ich war kein Verräter! Ich wußte das so sicher, wie ich lebte! Aber wie konnte ich es ihnen beweisen? Ich sah einfach keinen Ausweg.

Henry wandte sich an Bohnenstange: »Was machen wir nun mit ihm?« »Wir müssen erst einmal genau überlegen, bevor wir überhaupt etwas tun!« »Dazu haben wir keine Zeit. Wir wissen, daß er einer von ihnen ist. Er hat mit seinen Gedanken Nachrichten an den Dreibeiner gesendet. Wahrscheinlich hat er ihm schon mitgeteilt, daß er durchschaut worden ist. Unser Verfolger kann schon unterwegs sein!« ,

Bohnenstange wandte ein: »Will hat uns selbst von dem Dreibeiner erzählt. Daß er ihn gefangen und wieder freigelassen hat - daß er bewußtlos war und sich an nichts erinnern konnte. Wenn sein Verstand ein Diener der Tripoden wäre, hätte er uns dann von diesem Erlebnis berichtet? Hätte er sich nicht besser vorgesehen und sich nicht so sorglos hingelegt, daß wir es sehen konnten? Und vor allem, der Knopf ist sehr klein, nicht so groß wie die Kappen, und er ist nicht in der Nähe des Gehirns!« »Aber durch Will findet uns der Dreibeiner immer wieder!« »Ja, das glaube ich auch. Der Kompaß - er zeigt nach Norden, weil es dort viel Eisen geben muß. Wenn man anderes Eisen an den Kompaß hält, dann schwingt die Nadel herum. Wir könnten nicht sehen oder fühlen, warum sie es tut. Der Dreibeiner fing Will, als er aus dem schlafenden Schloß wegschleichen wollte. Will hatte noch keine Kappe, aber der Dreibeiner hat ihm keine Kappe aufgesetzt. Vielleicht wollte er nur herausfinden, was Will tun wollte, wohin er gehen wollte. Und deshalb hat er ihm den Knopf eingesetzt, damit er ihm folgen konnte wie die Nadel im Kompaß dem Eisen.« Das war logisch. Ich war der Überzeugung, daß Bohnenstange recht hatte. Bei jeder kleinen Bewegung konnte ich jetzt den Knopf unter meinem Arm fühlen. Es tat nicht weh, aber ich merkte, daß er da war. Warum hatte ich es nur nicht früher gemerkt? Henry mußte den gleichen Gedanken gehabt haben: »Aber er muß es doch gewußt haben! Ein solches Ding!« »Nicht unbedingt. Kennt ihr in eurem Land Leute, die anderen die Zeit vertreiben wollen, die an Trapezen durch die Luft schwingen, besonders starke Männer zur Schau stellen und alle möglichen Kunststücke können?« »Zirkus«, sagte Henry. »Ich habe mal einen gesehen.« Bohnenstange sagte weiter: »Einmal ist ein Zirkus in unsere Stadt gekommen. Die hatten einen Mann dabei, der eine ungewöhnliche Macht hatte. Er befahl den Leuten, einzuschlafen

und ihm zu gehorchen. Und sie taten, was er sagte, auch wenn sie dabei ganz lächerlich aussahen. Ein Seemann mit

einer verkrüppelten Hüfte lief eine Woche herum, ohne zu humpeln. Danach kehrten die Schmerzen und das Hinken zurück.« »Ich spüre das Ding jetzt ganz genau«, sagte ich. »Weil wir es dir gezeigt haben«, erklärte Bohnenstange. »Vielleicht durchbricht das den Zwang, unter dem du stehst.«

Henry sagte ungeduldig: »Das ändert nichts an den Tatsachen! Der Dreibeiner kann uns durch das Ding leicht verfolgen. Er spürt Will auf und fängt uns dabei gleich mit.« Ich verstand ihn. Er hatte den springenden Punkt erkannt. Deshalb sagte ich: »Dann bleibt nur eine Möglichkeit!« »Welche?« fragte Bohnenstange. »Wenn wir uns trennen und ich einen anderen Weg gehe, kann der Dreibeiner mich zwar immer noch verfolgen, aber ihr seid außer Gefahr.« »Ein anderer Weg zu den Weißen Bergen? Aber du wirst ihn dann auch dorthin führen.

Höchstwahrscheinlich ist das sogar sein Plan!« Ich schüttelte den Kopf. »Ich werde nicht dorthin gehen. Ich gehe zurück.« »Um wieder gefangen zu werden? Und geweiht?« Ich dachte an den Augenblick, als ich von Aristides Rücken gehoben wurde und die Erde unter mir immer weiter zurückfiel. Ich hatte Angst und hoffte, daß ich nicht bei dem bloßen Gedanken blaß wurde. Ich sagte tapfer: »Der Dreibeiner muß mich aber erst fangen.« »Er wird dich fangen«, meinte Bohnenstange. »Du hast keine Chance.« Ich versuchte mir nicht vorzustellen, was das bedeutete.

»Aber

ich kann ihn wenigstens weglocken.« Wir schwiegen alle drei. Was ich gesagt hatte, war wirklich die einzige Möglichkeit, und sie waren gezwungen, mir zuzustimmen. Eigentlich brauchten sie nichts mehr zu sagen. Ich stand auf und wandte mich zum Gehen. Bohnenstange sagte: »Warte!« »Wozu?« Ich sagte, wir müssen nachdenken. Ich habe nachgedacht. Das Ding unter deinem Arm - es ist klein, und obwohl es mit deiner Haut verbunden ist, geht es bestimmt nicht viel tiefer.« Er schwieg. Henry fragte: »Und?«

Bohenstange blickte mich an: »Es ist auch ziemlich weit von der großen Vene entfernt. Aber es wird weh tun, wenn wir es herausschneiden.« Ich hatte nicht gemerkt, worauf er hinauswollte, aber als ich es begriff, machte mich die Hoffnung fast schwindelig. »Meinst du, es geht?« »Wir können es auf alle Fälle versuchen.« Ich zog mein Hemd aus. »Dann dürfen wir keine Zeit verlieren.« Bohnenstange ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. Ich mußte mich hinlegen und den Arm hochhalten. Er untersuchte den Knopf und die umliegende Haut mit den Fingerspitzen. Ich wollte, daß er endlich etwas tat, aber ich war auf ihn angewiesen und wußte, daß es sinnlos war, meine Ungeduld zu zeigen. Endlich sagte er: »Ja, es wird weh tun, ich mache so schnell wie ich kann, aber du brauchst etwas zum Draufbeißen. Und, Henry, du mußt seinen Arm festhalten, damit er ihn nicht zurückziehen kann.«

Er gab mir den Lederriemen von seinem Beutel, und ich mußte ihn zwischen den Zähnen halten. Ich spürte einen säuerlichen Geschmack auf der Zunge. Bohnenstange hatte noch das Messer, das er aus der großen Stadt mitgenommen hatte. Es hatte eine gute Klinge, die durch ein besonderes Mittel geschützt war. Er hatte auch eine ganze Zeit darauf verwandt, es wieder zu schärfen. Meiner Meinung nach konnte es nicht scharf genug sein. Auf ein kurzes Wort von Bohnenstange hin nahm Henry meinen Arm und bog ihn nach hinten. Ich lag auf der linken Seite, das Gesicht auf dem Boden. Eine Ameise rannte davon und verschwand zwischen den Grashalmen. Dann drückte mich Bohnenstanges Gewicht zu Boden, seine linke Hand erfuhr wieder das Fleisch unter meinem Arm und fuhr um den Knopf herum. Als er den ersten Schnitt machte, biß ich vor Schmerz in das Leder, mein Körper zuckte, und fast hätte ich meinen Arm aus Henrys Griff gezogen. Es tat entsetzlich weh!

Eine neue Schmerzwelle durchzuckte mich und noch eine. Ich versuchte, mich auf den Riemen zu konzentrieren, den ich fast durchzubeißen schien. Ich schwitzte so sehr, daß ich merkte, wie mir die Tropfen am Gesicht hinunterliefen. Einen Schweißtropfen sah ich in den Staub fallen. Ich wollte schreien, er sollte aufhören oder mir wenigstens eine Pause geben. Gerade wollte ich den Riemen ausspucken, um etwas zu sagen, als mich ein neuer Schmerz wieder zubeißen ließ. An der einen Seite hatte ich mir die Zunge aufgebissen und spürte den salzigen, heißen Blutgeschmack im Mund und Tränen in den Augen.

Dann, wie aus großer Entfernung, hörte ich Bohnenstange sagen: »Du kannst jetzt loslassen.« Und plötzlich waren mein Arm und meine Hand frei. Die Schmerzen waren noch immer entsetzlich, aber verglichen mit denen vor wenigen Augenblicken doch erträglich. Bohnenstange stand auf, und auch ich versuchte auf die Füße zu kommen. Dabei mußte ich meinen Arm bewegen, und vor Schmerzen wurde mir schlecht.

»Wie ich vermutet habe«, sagte Bohnenstange. »Es war nur an der Oberfläche. Sieh selbst.«

Ich ließ den Lederriemen fallen und betrachtete, was er in der Hand hielt. Es war von einem silbernen Grau, etwa eineinhalb Zentimeter im Durchmesser, in der Mitte etwas dicker und lief zum Rand hin flach aus. Es war aus festem Material, aber man hatte den Eindruck, daß Hunderte von winzigen Drähten unter der Oberfläche verliefen. An dem Ding hingen noch blutige Fetzen von meinem Fleisch, das Bohnenstange mit weggeschnitten hatte. Er drückte mit seinem Finger auf den Metallknopf. »Es ist komisch«, sagte er. »Ich würde es gern genauer untersuchen. Zu schade, daß wir das Ding nicht mitnehmen können.« Er betrachtete das geheimnisvolle Metallstück mit neugierigem, gefühllosem Interesse. Henry, der es ebenfalls anstarrte, wurde ganz grün im Gesicht. Auch mir wurde wieder schlecht, als ich die Fleischfetzen sah, und diesmal mußte ich mich umdrehen und mich übergeben. Als ich mich wieder erholt hatte, starnte Bohnenstange noch immer auf den Knopf. Ich sagte, nach Atem ringend: »Wirf es weg.

Wir müssen los! Je weiter wir von hier wegkommen, desto besser ist es.«

Er nickte zögernd, ließ den Knopf ins Gras fallen und fragte: »Dein Arm - tut er sehr weh?«

»In der nächsten Zeit möchte ich jedenfalls nicht hart werfen« »Hart werfen?«

»Beim Cricket. Das ist ein Spiel in unserem Land. Ach, egal! Wir müssen weiter, das wird mich ablenken.« »Es gibt Kräuter, die bei offenen Wunden helfen. Ich werde mich unterwegs danach umsehen.«

An meiner rechten Seite war schon viel Blut hinabgeflossen, und ich blutete immer noch. Ich hatte es mit meinem Hemd abgewischt, und nun rollte ich es zusammen und preßte es unter den Arm. Ich hoffte, daß mich das Gehen von den Schmerzen ablenken würde, aber die Hoffnung trog. Es tat noch genauso weh wie vorher, wenn nicht noch mehr. Aber ich war den Knopf

der Tripoden los und ließ ihn mit jedem schmerzhaften Schritt weiter zurück. Wir kletterten über rauhes, aber meist offenes Land. Auf der rechten Seite senkte sich die Sonne immer mehr zum Horizont, und auf der anderen Seite gingen unsere langen Schatten schräg vor uns her. Wir sprachen nicht. Ich war ohnehin damit beschäftigt, die Zähne zusammenzubeißen. Wären wir in der rechten Stimmung gewesen, hätten wir den schönen, friedvollen Abend bestimmt genossen. Es war ruhig und still. Kein Laut war zu hören, außer ...

Wir blieben stehen und horchten. Mein Herz schien sich zusammenzuziehen, und für einen Augenblick war der Schmerz von einer übermächtigen Angst wie ausgelöscht. Der Lärm kam von hinten, erst schwach, aber er wurde mit jeder Minute lauter: das fürchterliche auf- und abschwellende Heulen, das wir in der Kabine der »Orion« gehört hatten - der Jagdruf der Tripoden! Sekunden später konnten wir ihn sehen. Er kam um den Fuß des Hügels herum und stampfte ohne Zweifel zu uns hinauf. Er war noch immer kilometerweit entfernt, aber kam schnell, viel schneller als normalerweise, heran. Henry rief: »Die Büsche!« Mehr brauchte er nicht zu sagen. Wir rannten alle drei. Henry hatte auf eine nur dürftige Deckung am Abhang gezeigt, aber es war die einzige in erreichbarer Nähe. Vor uns lag ein kleines Dickicht, das nur Schulterhoch wuchs. Wir stürzten uns hinein, krochen in die Mitte und duckten uns flach auf die Erde. Ich fragte: »Er kann doch nicht immer noch hinter mir her sein, oder?« »Der Knopf«, antwortete Bohnenstange. »Das Herausschneiden muß einen Alarm ausgelöst haben. Deshalb ist er wieder auf der Suche nach dir, aber diesmal als Jäger.« »Meinst du, er hat uns gesehen?« fragte Henry.

»Ich weiß nicht. Er war noch weit weg, und das Licht ist schon schlecht.« Die Sonne war inzwischen untergegangen, und der Himmel über uns zeigte keinen goldenen Schimmer mehr. Er war dunkelblau, aber noch immer beängstigend hell, viel heller als an dem Morgen, an dem ich das Schloß verließ. Ich versuchte mich damit zu beruhigen, daß ich damals auch viel näher gewesen war. Das Heulen wurde lauter und kam näher. Der Dreibeiner mußte inzwischen die Stelle erreicht haben, an dem Bohnen-

stange mir den Knopf herausgeschnitten hatte. Jetzt war er bestimmt schon daran vorbei. Das bedeutete...

Ich merkte, wie die Erde unter mir erzitterte, wieder und immer wieder und jedesmal stärker. Dann krachte eines der Metallbeine aus dem Himmel, und ich sah die Halbkugel sich schwarz gegen den helleren Himmel abheben. Ich versuchte mich noch auf die Erde zu pressen. Ich gleichem Augenblick hörte das Heulen auf. In der plötzlichen Stille hörte ich einen anderen, einen pfeifenden Ton, als schosse etwas ungeheuer schnell durch die Luft. Voller Angst sah ich auf. Zwei oder drei Büsche wurden aus der Erde gerissen und beiseitegeschleudert. Neben mir sagte Bohnenstange: »Er hat uns! Er weiß, daß wir

hier sind. Er wird die Büsche so lange ausreißen, bis wir klar zu sehen sind.« »Der er tötet uns dabei!« warf Henry ein. Ich sagte: »Wenn ich mich nun zeige ...« »Das hat keinen Zweck. Er weiß, daß drei hier sind.« »Wir könnten in verschiedene Richtungen weglauen«, meinte Henry. »Vielleicht entkommt einer.«

Die Büsche wirbelten wie Konfetti durch die Luft. Man kann sich nicht an die Angst gewöhnen, dachte ich, jedesmal erfaßt sie mich genauso stark wie zuvor. Bohnenstange sagte: »Wir können gegen ihn kämpfen!« Er sagte es mit einer so wahnsinnigen Ruhe, daß ich fast vor Verzweiflung aufgestöhnt hätte.

Henry fragte: »Womit denn? Mit unseren Fäusten?« »Die Metalleier!« Bohnenstange hatte seinen Beutel schon geöffnet und wühlte darin herum. Der Fühler des Dreibeiners zischte wieder herunter. Ganz systematisch riß er die Büsche aus. Noch ein paarmal - höchstens noch sechsmal - und er würde uns haben.

»Vielleicht haben unsere Vorfahren damit die Dreibeiner bekämpft. Vielleicht waren sie deshalb in der unterirdischen »Schmand Bahn« - sie brachen immer von dort aus auf und bekämpften sie.«

»Und verloren«, sagte ich. »Wie glaubst du ...« Er hatte die Eier herausgeholt und fragte: »Was können wir sonst tun?« Henry sagte: »Ich habe meine weggeworfen, sie waren zu schwer.« Der Fühler schnitt wieder zwischen die Büsche, und als er sie ausriß, wurden wir mit Erdklumpen überschüttet. Bohnenstange sagte: »Wir haben vier«, er reichte Henry und mir je ein Metallei. »Die anderen behalte ich. Wenn wir die Ringe abziehen, bis drei zählen, aufstehen und werfen. Auf das Bein zielen, das uns am nächsten ist! Die Halbkugel ist zu weit oben.«

Diesmal konnte ich den Fühler sehen, als der Dreibeiner wieder ein paar Büsche ausriß. Bohnenstange rief: »Jetzt!« Er zog die Ringe von den Metalleiern ab, Henry tat dasselbe. Ich hatte meines in der linken Hand und mußte es in die rechte überwechseln. Als ich das tat, durchzuckte der Schmerz meine Achsellhöhle, und ich ließ es fallen. Ich suchte auf der Erde herum, als Bohnenstange wieder »Jetzt!« rief. Sie standen gerade auf, als ich mein Metallei

wiedergefunden hatte. Trotz der Schmerzen bei der Bewegung erhob ich mich ebenfalls. Als sie warfen, zog ich den Ring ab.

Der uns nächste Fuß des Dreibeiners stand auf dem Abhang, etwa zwanzig Meter höher als wir. Bohnenstanges erster Wurf ging daneben, um mindestens zehn Schritt. Aber sein zweiter und Henrys kamen fast genau ins Ziel. Ein Ei traf sogar den Metallfuß, wir konnten das Klinnen hören. Sie explodierten sofort. Es gab drei fast gleichzeitige Donnerschläge, und Fontänen aus Erde und Staub schossen in die Luft. Aber all das täuschte über eine Tatsache nicht hinweg: Die Metalleier hatten dem Dreibeiner keinen Schaden zugefügt. Er stand noch genauso fest wie zuvor, und der Fühler zischte herunter, diesmal direkt auf uns zu.

Wir rannten los, das heißt, ich versuchte es nur. Denn bevor ich mich bewegen konnte, ringelte sich der Fühler um meine Hüften. Ich stemmte mich mit der linken Hand dagegen, aber genausogut hätte ich versuchen können, einen Felsen zu verbiegen. Er hielt mich mit einer erstaunlichen Präzision fest, aber nicht erdrückend, und hob mich hoch, wie ich eine Maus hochheben würde. Nur, eine Maus konnte wenigstens beißen, aber gegen die harte metallene Oberfläche, die mich umspannt hielt, konnte ich nichts ausrichten. Ich wurde hochgehoben, höher und immer höher. Der Boden fiel unter mir zurück und mit ihm die Gestalten von Bohnenstange und Henry. Ich sah sie wie Ameisen wegrennen. Ich war schon turmhoch, nein, höher. Ich blickte auf und sah das schwarze Loch in der Unterseite der Halbkugel. Gleichzeitig merkte ich, daß ich das Metallei noch immer mit meiner rechten Hand umklammerte.

Wie lange war es her, seit ich den Ring abgezogen hatte? Vor Angst und Verwirrung hatte ich vergessen zu zählen. Mehrere Sekunden - es mußte gleich explodieren. Der Fühler schwenkte mich nun nach innen. Das Loch war fünfzehn Meter weit weg, zwölf, zehn! Ich bog mich weit zurück, lehnte mich gegen den Druck des um mich liegenden Metallbandes. Wieder durchzuckte mich der Schmerz, aber ich achtete nicht darauf. Mit aller Kraft und Genauigkeit, die ich noch aufbringen konnte, schleuderte ich das Ei.

Zuerst dachte ich, ich hätte nicht getroffen, aber das Metallei prallte auf den Rand der Öffnung und sprang von dort scheppernd nach innen. Der Fühler trug mich weiter! Drei Meter, zwei, einen Obwohl ich ganz nahe war, war die Explosion nicht so laut wie die vorigen. Wahrscheinlich dämpfte die Halbkugel den Donner. Es gab nur einen schwachen Knall. Wieder erfaßte mich Verzweiflung! Das war meine letzte Chance gewesen. Aber in diesem Augenblick merkte ich, wie der metallene Griff nachließ, aufhörte. Ich war dreimal höher oben als eine Fichte. Meine Knochen würden beim Aufprall auf der Erde zerschmettert werden. Voller Entsetzen klammerte ich mich jetzt an das Ding, gegen das ich mich vor Sekunden gewehrt hatte. Meine Hände umklammerten das Metallband, aber ich fiel und fiel und fiel. Ich sah nach unten und schloß die Augen, als die Erde auf mich zuraste. Dann gab es einen scharfen Ruck, fast

hätte er meinen Griff losgerissen, und der Fall hörte plötzlich auf. Wenige Zentimeter über dem Boden zitterten meine Beine in der Luft. Ich brauchte nur loszulassen und abzusteigen. Die beiden anderen kamen herbei. Voller Staunen schauten wir zu dem Dreibeiner hinauf. Scheinbar unversehrt stand er da, aber wir wußten, daß es vorbei war. Er war zerstört, leblos!

## Die Weißen Berge

Bohnenstange sagte: »Ich weiß nicht, ob er noch andere rief, als er starb, aber es ist besser, wenn wir verschwinden.« Henry und ich stimmten aus vollem Herzen zu. Obwohl ich wußte, daß er tot war, fürchtete ich ihn noch immer. Ich stellte mir vor, daß er wanken, fallen und uns mit seinem ungeheuren Gewicht beim Umstürzen zerschmettern würde. Ich wollte unbedingt von hier weg.

»Wenn andere kommen«, sagte Bohnenstange, »werden sie die nächste Umgebung absuchen. Je weiter wir wegkommen, bevor das geschieht, desto besser.«

Wir begannen den Hügel hinaufzurennen. Wir liefen so lange, bis wir keine Luft mehr bekamen, die Herzen schlugen wild, die Beinmuskeln schmerzten vor Müdigkeit, aber wir stolperten trotzdem weiter. Mein Arm tat sehr weh, aber nach einer Weile spürte ich den Schmerz nicht mehr so sehr wie die anderen Qualen. Einmal fiel ich hin. Es war eine ungeheure Erleichterung, einfach so dazuliegen, keuchend nach Atem zu ringen und das Gesicht ins Gras und in die trockene Erde zu drücken. Die anderen halfen mir hoch - ich war ärgerlich und dankbar zugleich. Wir brauchten etwa eine halbe Stunde, um oben anzukommen. Bohnenstange blieb stehen und wir auch. Ich hätte sowieso nur noch wenige Schritte weiter gekonnt und wäre dann wieder zusammengebrachen. Und diesmal hätte mich niemand mehr auf die Beine gebracht. Ich atmete schnell. Die Luft verursachte in der Brust einen schneidenden Schmerz, aber ich brauchte Sauerstoff. Allmählich löste sich das enge Gefühl in der Brust, und ich konnte wieder atmen, ohne daß es wehtat.

Ich sah den langen Abhang hinunter, den wir hinaufgerannt waren. Es wurde dunkel, aber ich konnte den Dreibeiner immer noch sehen. War es tatsächlich möglich, daß ich ihn getötet hatte? Ich begann zu begreifen, welche Ungeheuerlichkeit ich begangen hatte, aber ich war weniger stolz darauf als verwundert. Die unangefochtenen und

unangreifbaren Herren der Welt - meine rechte Hand hatte einen von ihnen zerstört! Ich konnte mir nun vorstellen, was David gefühlt haben mußte, als Goliath im Tal von Elah in den Staub stürzte. Bohnenstange rief: »Seht, dort!« Normalerweise verriet einem sein Tonfall nicht viel, aber diesmal war er alarmierend. Ich fragte: »Wo?« »Nach Westen!« Er zeigte in die Richtung. In der Ferne bewegte sich etwas. Der verhaßte und doch schon vertraute Umriß schob sich über den Horizont, gefolgt von einem zweiten und einem dritten. Noch waren sie weit entfernt, aber die Tripoden kamen!

Wir rannten die andere Seite des Hügels hinunter. Sofort verloren wir sie aus den Augen, aber das war nur ein schwacher Trost. Wir wußten, daß sie im nächsten Tal waren, und unser höchstes Tempo war, verglichen mit ihrer Geschwindigkeit, verschwindend gering. Ich hoffte, sie würden eine Weile bei dem toten Dreibeiner stehenbleiben, aber gleichzeitig bezweifelte ich es. Wahrscheinlich war ihr dringlichster Wunsch, sich an dem Täter zu rächen. Ich rutschte auf dem unebenen Boden aus, stolperte und wäre beinahe hingefallen. Wenigstens war es jetzt dunkel und wurde rasch noch finsterer. Wenn sie nicht gerade Katzenaugen hatten, wurden unsere Chancen jetzt ein wenig besser.

Wir brauchten den Schutz der Dunkelheit dringend. In diesem Tal gab es nicht mehr Deckung als im letzten, sogar weniger, denn ich konnte keinen einzelnen Busch sehen, geschweige denn ein ganzes Dickicht. Der Boden war von strohigem Gras bedeckt, aus dem hier und da vereinzelte Felsen herausragten. Als wir erschöpft und ausgepumpt nicht mehr weiter konnten, lehnten wir uns gegen einen Felsen und ruhten ein wenig aus. Die Sterne waren schon zu sehen, aber der Mond schien noch nicht. Er würde erst in ein paar Stunden aufgehen. Darüber war ich ziemlich froh. Nein, der Mond schien nicht, aber über dem Berggrücken tauchte ein Licht am Himmel auf, ein Licht, das sich bewegte und die Form veränderte. Mehrere Lichter? Ich machte Bohnenstange darauf aufmerksam. Er sagte: »Ich habe es schon gesehen.« »Die Tripoden?« »Wer sonst?« Das Licht wurde zu Strahlen, die sich wie Arme über den Himmel bewegten. Sie wurden kürzer, einer zog einen weiten Bogen über den Himmel und zeigte dann auf die Erde. Ich konnte nicht erkennen, was hinter dem Strahl lag, aber man konnte es sich leicht vorstellen. Ein Dreibeiner war über den Hügel gekommen. Das Licht ging von der Halbkugel aus und beleuchtete den Weg vor ihm. Die Tripoden kamen in aufgefächterter Formation. Sie stampften im Abstand von etwa hundert Metern nebeneinander her, und die Lichtstrahlen strichen vor und zwischen ihnen über den Boden. Sie waren langsamer, als ich je einen Dreibeiner hatte vorankommen sehen, aber selbst so waren sie noch viel schneller, als wir laufen konnten. Und sie waren unermüdlich. Sie gaben keinen Laut von sich, man hörte nur das dumpfe Stampfen der Füße. Das war noch furchterregender als das Heulen, das der andere Dreibeiner ausgestoßen hatte. Wir rannten, blieben stehen und rannten wieder. Um die Anstrengung eines weiteren Aufstieges zu vermeiden, folgten wir dem Tal nach Westen. In der Dunkelheit stolperten und fielen wir über Bodenwellen und waren nach kurzer Zeit ganz zerschrammt. Hinter uns näherte sich das Licht und schwang unablässig hin und her. Als wir wieder stehenblieben, sahen wir, daß sich die Tripoden getrennt hatten. Einer stieg den nächsten Hügel hinauf, der zweite ging im Tal entlang nach Osten, der dritte folgte uns und kam immer näher. Wir hörten das Plätschern eines Baches und hielten nach Bohnenstanges Vorschlag darauf zu. Da die drei in verschiedenen Richtungen suchten, war es wenig wahrscheinlich, daß sie wie Jagdhunde einer bestimmten Witterung folgten. Aber es war immerhin möglich, daß sie im Gras und in der weichen Erde

nach unseren Spuren suchten. Wir stiegen in das Wasser und planschten im Bach entlang. Er war nur etwa einen Meter breit und glücklicherweise nicht tief. Und der Boden war auch ziemlich eben. Die herrlichen Lederstiefel, die mir der Schuster im Schloß gemacht hatte, würden durch das Wasser nicht gerade besser werden, aber ich hatte dringendere Probleme. Wir blieben wieder stehen. Das Wasser plätscherte knapp über unseren Knöcheln gegen unsere Beine. Ich sagte: »So geht es nicht weiter. In einer Viertelstunde hat er uns eingeholt.« »Was sollen wir sonst machen?« fragte Henry. »Im Augenblick ist nur ein Dreibeiner da. Sein Licht reicht gerade für die Talsohle, vielleicht streift es noch die Seiten.

Wenn wir jetzt losrennen, vielleicht verfehlt er uns und geht vorbei.« »Oder er findet unsere Spuren, die vom Bach wegführen, und folgt uns.« »Wir sollten das Risiko auf uns nehmen. So wie wir jetzt vorankommen, haben wir überhaupt keine Chance.« Henry sagte nichts mehr. »Was meinst du, Bohnenstange?« »Ich?« fragte Bohnenstange. »Ich glaube, es ist schon zu spät. Sieh nach vorn.«

Durch das Tal drang ein Lichtschimmer, wurde heller, verdichtete sich zu einem Lichtstrahl. Wir starrten es schweigend und verzweifelt an. Dann erschien ein zweites Licht über dem Hügel, den wir nach meinem Vorschlag hinaufrennen sollten. Der Lichtstrahl beschrieb wieder einen Bogen und zeigte dann nach unten. Auf der anderen Seite erschienen weitere Lichter, aber sie waren noch sehr schwach. Nun mußten wir nicht nur einen Dreibeiner beachten, der von hinten ständig aufholte, sie kamen in großer Zahl, und sie kamen von allen Seiten. »Sollen wir uns nicht trennen?« schlug Henry vor. »Ich glaube, wir haben einzeln eine größere Chance, als wenn wir zusammenbleiben.« »Nein,« widersprach ich. »Es ist die gleiche Chance, nämlich keine!« »Ich glaube, ich haue trotzdem ab,« sagte Henry. »Wenn sie jetzt einen von uns sehen, dann haben sie alle.« Bohnenstange rief: »Wartet!« »Worauf? Noch ein paar Minuten, und es ist zu spät!« »Der Fels dort!« Die Sicht war etwas besser

geworden, denn das Licht der Dreibeiner erhellte auch unsere Umgebung ein wenig. Wir sahen uns wie in einem schwachen Mondlicht. Bohnenstange zeigte nach vorn. Etwa zwanzig Meter vor uns war ein Felsvorsprung, ungefähr schulterhoch, der wie ein Schatten vorsprang. »Vielleicht gibt er etwas Deckung«, sagte Bohnenstange. Ich bezweifelte das. Wir konnten uns zwar dagegen pressen, aber die Strahlen würden uns trotzdem erreichen. Doch ich hatte keinen besseren Vorschlag. Bohnenstange watete los, und wir planschten hinterher.

Der Bach floß direkt neben dem Felsen entlang, der den Wasserlauf etwas aus der ursprünglichen Bahn gelenkt haben mußte. Der Felsvorsprung war ungefähr zehn Meter lang. Die obere Seite war glatt und flach nach hinten geschwungen und bot keinerlei Schutz. Aber die Unterseite . . .

Vor langer Zeit mußte der Bach stärker und reißender gewesen sein als jetzt. Seine Wildheit hatte den Stein an der Unterseite ein wenig ausgehöhlt. Wir bückten uns und betasteten den Fels mit unseren Händen. Im Höchstfall war die Ausbuchtung sechzig Zentimeter hoch und ebenso tief, aber sie verlief in der ganzen Länge des Felsens. Im nördlichen Eingang des Tales erschienen weitere Lichtstrahlen, und einer zuckte weit voran und warf Lichtkreise, die gefährlich in unsere Nähe sprangen. Wir hatten keine Zeit zu verlieren. Wir schmieгten uns hintereinander in die Ausbuchtung, erst kam Bohnenstange, dann Henry und zuletzt ich. Mein rechter Arm war gegen den Felsen gepreßt, aber mein linker erschien mir furchtbar ungedeckt. Wenn ich meinen Kopf nur ein kleines bißchen hob, stieß ich an den steinernen Überhang. Mein Atem schien in der kleinen Höhle widerzuhalten.

Bohnenstange flüsterte: »Nicht sprechen. Wir müssen jetzt ruhig bleiben, vielleicht eine ganze Stunde lang.« Ich beobachtete, wie die Umgebung immer heller wurde, je näher die Tripoden kamen. Dann hörte ich das schwere Stampfen, immer schwerer, immer schwerer. Licht reflektierte direkt neben mir von der Wasseroberfläche, und die Nacht wurde zum Tag. Ich konnte kleine Kiesel, einzelne Grashalme und einen kleinen Käfer, der zur Bewegungslosigkeit erstarrte, in ungeheurer Klarheit sehen. Dann erzitterte die Erde, als der Fuß eines Dreibeiners dicht neben uns aufstampfte. Ich preßte mich noch enger an den Felsen. Es würde eine lange Stunde werden. Eine lange Stunde, in der Tat! Die ganze Nacht über schwangen die Lichtstrahlen über die Hügel, kamen näher, entfernten sich, durchquerten das Tal und kamen wieder zurück. Die Tripoden kamen und gingen in einem ständigen Hin und Her. Selbst wenn es immer dieselben waren, die über uns hinwegstampften, mußten es Dutzende sein.

Aber sie sahen uns nicht, und je mehr Stunden verstrichen, desto zuversichtlicher wurden wir. Selbst bei Tageslicht mußte unser Versteck aus der Höhe ihrer Halbkugel unsichtbar sein. Deshalb wagten wir auch nicht, unseren Unterschlupf zu verlassen. Wir hockten dort in steigender Unbequemlichkeit. Wir hatten Hunger und Langeweile. Für mich war das noch mit Schmerzen gewürzt. Mein Arm hatte angefangen, sehr wegzutun. Manchmal dachte ich, ich würde mir die Lippen vor Schmerz zerbeißen, und ich fühlte die Tränen an meinen Wangen herunterlaufen.

Gegen Mittag ließ die Intensität der Suche etwas nach. Es gab Pausen von fünf oder zehn Minuten Länge, in denen wir es wagten, herauszukommen und die Beine auszustrecken. Aber die Erholung endete jedesmal, wenn ein neuer Dreibeiner in Sicht kam. Hin und wieder stampfte ein ganzer Trupp von ihnen durch das Tal. Wir konnten nie weit von unserem Versteck weg, denn es gab keine andere Deckung in erreichbarer Nähe. Der Tag wechselte über in Dämmerung und die Dämmerung wurde von der Nacht aufgesogen, und die Lichtstrahlen erschienen wieder. Es waren nicht mehr so viele wie die Nacht zuvor, aber es gab keinen Augenblick, in dem man sie nicht entweder im Tal oder als Lichtfinger am Himmel sehen konnte. Manchmal schlief ich sogar ein, aber nie für lange. Das Gefühl des Felsens über mir war beengend, ich fror, und mir taten alle Glieder weh. Mein Arm brannte und hämmerte.

Einmal wachte ich auf, weil ich vor Schmerzen stöhnte. Bei Tagesanbruch würden die Tripoden doch aufgeben? Ich beobachtete den Himmel und wartete sehnstüchtig auf das erste Anzeichen von natürlichem Licht. Endlich war es soweit. Der Himmel war bewölkt und die Dämmerung grau, als wir frierend aus unserem Versteck hervorkrochen und uns umsahen. Während der letzten halben Stunde - vielleicht auch länger - hatten wir keine Dreibeiner in der Nähe. Aber fünf Minuten später hasteten wir in unser Versteck zurück, als ein Dreibeiner das Tal entlangstampfte. So ging es den ganzen Vormittag und weit in den Nachmittag hinein. Ich war vor Hunger und Schmerzen halb betäubt und fühlte mich miserabel. Ich achtete auf nichts mehr und versuchte nur von einem Augenblick zum nächsten durchzuhalten. Die anderen waren auch in keiner besseren Verfassung. Als gegen Abend eine lange Periode, in der wir keinen Dreibeiner mehr entdecken konnten, anzuzeigen schien, daß die Suche endlich abgebrochen war, hatten wir Mühe, das zu begreifen. Wir kamen aus unserem Felsspalter heraus und saßen noch mindestens zwei Stunden neben dem Bach und warteten auf die Rückkehr der Tripoden.

Die Dunkelheit brach herein, als wir beschlossen weiterzugehen, und es war ein Zeichen für unsere elende Verfassung und unsere Verwirrung, daß wir tatsächlich aufbrachen. Wir waren schwach vor Hunger und unendlich müde. Ein oder zwei Kilometer weiter brachen wir vor Erschöpfung einfach zusammen und lagen die ganze Nacht über im offenen Gelände, ohne die Aussicht auf ein Versteck, wenn die Tripoden zurückgekommen wären. Aber sie kamen nicht zurück, und die Morgendämmerung zeigte uns ein leeres Tal zwischen stillen Hügeln. Die folgenden Tage waren hart. Für mich besonders, denn mein Arm eiterte. Schließlich schnitt Bohnenstange den Arm noch einmal auf. Ich fürchte, diesmal war ich nicht so tapfer und schrie vor Schmerz. Danach legte Bohnenstange ein paar Heilkräuter, die er unterwegs gefunden hatte, auf die Wunde und band sie mit einem Streifen von meinem Hemd, der

als Binde diente, fest. Henry sagte, er könnte sich vorstellen, wie weh es getan haben mußte, und er hätte noch viel lauter geschrien. Ich freute mich über sein Mitgefühl mehr, als ich erwartet hatte. Wir fanden ein paar Wurzeln und Beeren, aber wir waren doch die ganze Zeit hungrig. Vor allem nachts froren wir in unserer dünnen Kleidung. Das Wetter hatte sich geändert. Der Himmel hing voller Wolken, und ein kalter Wind blies aus dem Süden. Wir erreichten höher gelegenes Gebiet, und eigentlich hätten wir die Weißen Berge sehen müssen. Aber vor uns lag nur ein leerer, grauer Horizont. In manchen Augenblicken fürchtete ich, daß das, was wir früher gesehen hatten, ein Trugbild, aber keine Wirklichkeit gewesen war. Wir kamen wieder in eine Ebene hinein, und vor uns lag eine so riesige Wasserfläche, daß man das Ende nicht sehen konnte. Das war also der große See auf der Karte! Das Land war fruchtbar und reich. Wir fanden nun mehr und bessere Nahrung, und nachdem der Hunger gestillt war, begann unsere Stimmung wieder zu steigen. Ich merkte, daß Bohnenstanges Kräuter halfen, meine Wunde heilte sauber ab.

Eines Morgens, wir hatten im Heu einer Scheune prächtig geschlafen, war der Himmel wieder blau, und alles sah hell und frisch aus. Die Ebene wurde nach Süden hin von einigen Hügeln abgeschlossen, und dahinter standen, fast in greifbarer Nähe, die herrlich aussehenden, schneebedeckten Gipfel der Weißen Berge.

Natürlich waren sie nicht annähernd so nah, wie es schien. Vor uns lag noch kilometerweit flaches Land, und dann kamen erst die Vorberge. Aber wir konnten unser Ziel wenigstens sehen und gingen mit frischem Mut weiter. Wir waren etwa eine Stunde lang gewandert, und Henry und ich hatten über Bohnenstanges riesigen Dampfkessel Witze gemacht, als er uns plötzlich unterbrach. Zuerst dachte ich, unsere Frotzeleien hätten ihn geärgert, aber dann fühlte ich, was er schon vorher gemerkt hatte: Unter unseren Füßen erzitterte die Erde!

Sie kamen von Nordosten, von uns aus also von links hinten. Zwei Dreibeiner kamen mit großer Geschwindigkeit auf uns zu. Ich schaute mich verzweifelt um, aber es war vergebens. Das Land war grün und flach, es gab keinen Baum, keinen Felsen, keine Hecke oder auch nur einen Graben, und das nächste Bauernhaus war einen halben Kilometer entfernt. Henry fragte: »Sollen wir zum Haus rennen?«

»Wozu?« antwortete Bohnenstange. »Es hat keinen Sinn.« Seine Stimme klang leer. Ich dachte, wenn sogar Bohnenstange meinte, daß es hoffnungslos war, dann gab es wirklich keinen Ausweg mehr. In einer oder zwei Minuten würden sie uns eingeholt haben. Ich blickte von ihnen weg auf die strahlenden weißen Zinnen der Berge. Wir waren so weit gekommen, hatten so vieles überstanden, und dann sollten wir mit dem Ziel vor Augen verlieren - es war nicht fair! Die Erde bebte stärker. Sie waren noch hundert Meter entfernt, noch fünfzig . . . Ich bemerkte, daß sie nebeneinander gingen. Ihre Fühler bewegten sich auf eine merkwürdige Art und Weise. Sie fuhren aufeinander zu, zogen sich zurück und malten kunstvolle Muster in die Luft. Und zwischen und manchmal über ihnen bewegte sich etwas Goldenes, das sich funkeln gegen den blauen Himmel abhob, als es hin und her geworfen wurde. Sie hatten uns erreicht, und ich wartete auf einen Fühler, der herabreichen und mich umschlingen würde. Ich war weniger von Angst als von einer hilflosen Wut erfüllt. Dann waren sie vorbei und zogen davon. Meine Beine fühlten sich an wie Gummi, und Bohnenstange sagte voller Staunen: »Sie haben uns nicht gesehen! Weil sie zu sehr mit sich selbst beschäftigt waren. War das ein Paarungstanz? Aber es sind doch Maschinen. Was soll das dann? Es ist ein neues Rätsel, auf das ich gern die Antwort wüßte.«

Er konnte sich von mir aus mit dem Rätsel beschäftigen, solange er Lust hatte. Ich fühlte nichts als die Schwäche einer grenzenlosen Erleichterung.

Eine lange, schwere und gefährliche Reise, hatte Ozymandias mir vorausgesagt. So ist es auch gewesen. Und ein hartes Leben würde mich am Ziel erwarten. Auch damit hatte er recht. Wir haben hier oben keinerlei Bequemlichkeit, und wir wollten das nicht einmal, selbst wenn es möglich gewesen wäre. Für die vor uns liegenden Aufgaben mußte unser Verstand scharf und unser Körper leistungsfähig bleiben.

Aber es gibt noch echte Wunder, und unsere neue Heimat ist das größte davon. Wir leben nicht nur zwischen den Weißen Bergen, sondern auch in ihnen drin. Denn unsere Vorfahren haben auch hier eine »Schmand-Bahn« gebaut. Sie verläuft durch einen Tunnel, der in den harten Fels hineingehauen ist, und überwindet bei einer Länge von ungefähr sechs Kilometer einen Höhenunterschied von etwa tausend Meter. Warum, zu welchem Zweck sie das getan haben können wir nicht sagen. Aber der Haupttunnel bietet uns nun, zusammen mit einigen kleineren, die noch tiefer in den Berg hineingetrieben sind, einen sicheren Stützpunkt. Wir kamen im Sommer hier an, und selbst zu dieser Zeit war die Öffnung des Haupttunnels von Schnee und Eis umgeben. Der Tunnel endet an einer Stelle, von wo man einen Fluß aus Eis sehen kann, der sich zwischen gefrorenen Gipfeln hindurchzwängt und sich in der Ferne verliert. Aber innen im Berg ist die Luft nicht eisig, sondern nur kühl, denn wir sind durch dicke Schichten von Gestein geschützt. Wir haben mehrere Aussichtspunkte, von denen aus man den ganzen Berg überblicken kann. Manchmal gehe ich zu einem solchen Platz und schaue in das tief unter mir liegende grüne und sonnenbeschienene Tal. Man kann Dörfer erkennen, winzige Felder, Straßen und stecknadelgroße Punkte, die in Wirklichkeit Kühe sind. Verglichen mit der uns umgebenden Rauheit aus Schnee, Eis und Fels sieht das Leben dort unten warm und leicht aus. Aber ich beneide die Talbewohner nicht um ihre Bequemlichkeit. Denn wir besitzen zwei seltene Kostbarkeiten: Freiheit und Hoffnung!

Wir leben mit Menschen, deren Verstand frei ist, die die Herrschaft der Tripoden nicht anerkennen und die, nachdem sie so lange so vieles ertragen mußten, jetzt sogar Pläne machen, den Feind wirksam zu bekämpfen.

Unsere Führer sitzen in einer Beratung, und wir - wir sind nur Neuankömmlinge und noch dazu nur Jungen -, wir können nicht erwarten, daß wir in die Einzelheiten eingeweiht werden oder daß man uns schon jetzt sagt, welche Rolle wir in diesen Plänen spielen.

Aber wir werden eine Aufgabe bekommen, das ist sicher. Und noch etwas wissen wir genau: Am Ende werden wir die Tripoden vernichten, und freie Menschen werden wieder genießen, was unsere Erde an Schöнем und Gute zu bieten hat.